

Gilbert Ryle: Können und Wissen

Von Andreas Kemmerling, München

Einleitung

Gilbert Ryle wurde im Jahre 1900 in Brighton (Sussex) geboren. Sein Vater, ein praktischer Arzt mit großem Interesse für Astronomie und Philosophie, war der Sohn des ersten Bischofs von Liverpool. Ryle und seine neun Geschwister wurden weder getauft noch religiös erzogen, und so schulte er sich schon früh darin, häretische Gedanken zu entwickeln, mit denen er sich gegen die Sticheleien seiner Mitschüler verteidigte. 1919 begann er sein Studium am Queen's College in Oxford (klassische Philologie, klassische und moderne Philosophie, griechische und römische Geschichte, Staatswissenschaft und Nationalökonomie), das er ohne große Begeisterung, aber mit den höchsten Auszeichnungen absolvierte. 1924 erhielt er eine Dozentur für Philosophie an Christ Church in Oxford, wo er im folgenden Jahr eine Tutorenstelle annahm. Nach Ryles Aussage war das philosophische Klima in Oxford Mitte der zwanziger Jahre recht fad; und was in der restlichen philosophischen Welt vor sich ging, wurde ignoriert. Die Absonderung ging so weit, daß G.E. Moore und B. Russell (als Cambridge-Philosophen) verpönt und ihre epochemachenden Werke bestenfalls Gegenstand Oxforder Witzeleien waren. Es mag ein Licht auf die damals in Oxford herrschende Mentalität werfen, daß eine Vorlesung über die Bedeutungstheorien von Bolzano, Brentano, Husserl und Meinong als „Ryles Vorlesung über die drei österreichischen Bahnstationen und ein chinesisches Glücksspiel“ kursierte. Die Namen berühmter Logiker wie Boole, de Morgan, Venn, Frege und Peano tauchten in den Diskussionen der Oxforder Zirkel nicht einmal auf.

Zu dieser Zeit begann Ryles Interesse an bedeutungstheoretischen Fragen, das ihn zum Studium von Arbeiten Russells, Moores, Freges, Husserls und von Wittgensteins Traktat führte. In den dreißiger Jahren wurde durch die Veröffentlichungen des Wiener Kreises der Zustand der Isolation und Langeweile zumindest bei den jüngeren Philosophen in Oxford beendet. Durch die radikale Unterscheidung zwischen sinnlosen Sätzen der Metaphysik und sinnvollen Sätzen der Wissenschaft, wie sie von den früheren logischen Empi-

risten gezogen wurde, war die Frage nach der Möglichkeit sinnvollen Philosophierens besonders drastisch formuliert worden. Weiterhin: Wittgenstein lehrte seit 1929 in Cambridge, und durch seine Anhänger drangen Berichte über seine philosophische Arbeit bis nach Oxford; und 1933 erhielt A. J. Ayer nach seiner Rückkehr aus Wien eine Dozentenstelle in Oxford. Am zweiten Weltkrieg nahm Ryle als Offizier bei den Welsh Guards und beim Nachrichtendienst teil. Noch 1945 wurde er Fellow des Magdalen College und Waynflete Professor für Metaphysik in Oxford; in diesem Jahr war er auch Vorsitzender der Aristotelian Society. 1953 hielt er die Tarner Lectures in Cambridge, die unter dem Titel „Dilemmas“ als Buch erschienen. Als Nachfolger von G. E. Moore gab er von 1948 bis 1971 die philosophische Zeitschrift „Mind“ heraus. Er emeritierte 1968. Gilbert Ryle starb im Jahre 1976.

1. Ryles Auffassung von Philosophie

Im Unterschied zu den beiden anderen „ganz Großen“ der Ordinary Language Philosophy, Wittgenstein und Austin, verdankt Ryle seinen Rang nicht seiner Lehrtätigkeit, sondern seinen Veröffentlichungen: allein von 1927 bis 1968 erschienen mehr als 80 Arbeiten – hauptsächlich zur philosophischen Methodologie, der Philosophie des Geistes, der Geschichte der Philosophie (insbesondere zu Platon) und der Theorie der Bedeutung. Da die restlichen Arbeiten in viele verschiedene Gebiete fallen, mag eine negative Charakterisierung ausreichen: nur zu Themen der politischen Philosophie und der Ästhetik hat Ryle nichts veröffentlicht.

In seinem Aufsatz „Systematically Misleading Expressions“ (1932) legt Ryle, sei's auch nur in Umrissen, erstmals jene Auffassung von Philosophie – was ihre Aufgabe und wie sie zu erfüllen sei – dar, der er im wesentlichen treu geblieben ist, und deren verschiedene Spielarten man gemeinhin als „Ordinary Language Philosophy“ bezeichnet. Aufgabe des Philosophen sei es, Begriffsverwirrungen aufzuspüren und zu beseitigen, durch die vornehmlich der Kollege zu Fehldeutungen und abstrusen Theorien verleitet wird. Solche Begriffsverwirrungen entstehen nach Ryle zumeist durch mangelndes Verständnis der „Logik“ oder – ein anderer Lieblingsausdruck Ryles – der „logischen Geographie“ gewisser Wörter, Wendungen und Sätze. Daß der Philosoph mit dieser wenig konstruktiven Aufgabe immerhin nicht zur Untätigkeit verurteilt ist, läßt sich trefflich daran zeigen, wie zwei prominente Denker von „nichts“ zu „Nichts“

gekommen sind. Es handelt sich dabei um zwei – *horribile dictu* – Beweise: Hegels Beweis für die Existenz des Nichts in unserem Anschauen oder Denken und Heideggers Beweis dafür, daß die Wissenschaft es trotz ihres Widerstrebens mit dem Nichts zu tun habe.

„Insofern Anschauen oder Denken hier erwähnt werden kann, so gilt es als ein Unterschied, ob etwas oder *nichts* angeschaut oder gedacht wird. *Nichts* Anschauen oder Denken hat also eine Bedeutung; beide werden unterschieden, so ist (existiert) *Nichts* in unserem Anschauen oder Denken ...“ (G. W. F. Hegel: Wissenschaft der Logik, 1. Bd., 1. Abschn., 1. Kap., Meiner-Ausgabe 1934, 67; Kursivhervorhebung von mir).

„Worauf der Weltbezug geht, ist das Seiende selbst – und sonst *nichts*. Wovon alle Haltung ihre Führung nimmt, ist das Seiende selbst – und weiter *nichts*.

Womit die forschende Auseinandersetzung im Einbruch geschieht, ist das Seiende selbst – und darüber hinaus *nichts*. Aber merkwürdig – gerade in dem, wie der wissenschaftliche Mensch sich seines Eigensten versichert, spricht er von einem Anderen. Erforscht werden soll nur das Seiende und sonst – *nichts*; das Seiende allein und weiter – *nichts*; das Seiende einzig und darüber hinaus – *nichts*.

Wie steht es um *dieses Nichts*?“ (M. Heidegger: Was ist Metaphysik? 1929, Frankfurt ¹⁰1969, 26; Kursivhervorhebung von mir).

Heidegger fährt fort: „Ist es Zufall, daß wir ganz von selbst so sprechen? Ist es nur so eine Art zu reden – und sonst nichts?“ Ganz im Sinne Ryles darf man wohl getrost antworten, daß wir eben gerade nicht so reden; und wenn einer es doch tun sollte – gar noch „ganz von selbst“ – so darf man mit Fug annehmen, daß es eines überaus harten Trainings bedurfte, sich diese Eigenart zu reden anzueignen.

Die meisten Sprachfallen – seien sie nun gleichsam in der Sprache angelegt oder eigens aufgestellt, um den Leser mit verbalen Taschenspieler-Tricks hinters Licht zu führen – sind nicht so leicht zu entdecken und entlarven wie der ein wenig peinlich gewaltsam anmutende Übergang vom kleingeschriebenen indeklinablen Indefinitpronomen „nichts“ zu seiner künstlichen substantivierten, großgeschriebenen Form. Nicht zuletzt Ryle kommt das Verdienst zu, den Blick ganzer Philosophengenerationen auch für sublimere solcher Fallen geschärft zu haben. Und solche sublimieren, weil unauffälligeren, Fallen finden sich zumeist nicht in der sehr künstlichen Sprache, in der Philosophen von Amts wegen miteinander verkehren, sondern in der Sprache, die auch Philosophen nach Feierabend benutzen, um

von ihren Mitmenschen verstanden zu werden. Und wenn ein Philosoph nach Dienstschluß zu dem Wirt seiner Stammkneipe sagt „Ich hätte gerne ein kleines Helles und sonst nichts“, so vertraut er darauf, daß der Wirt nicht kontert „Was ist das denn für ein Nichts? Ein Wurstbrot, ein Schnitzel oder eine Lokalrunde?“

Darauf baut Ryles Philosophie. „Ordinary language is alright.“ Dieses Diktum Wittgensteins sollte man allerdings mit der Klausel versehen: „zumindest was die Zwecke betrifft, zu denen sie üblicherweise verwandt wird“. Die normale Sprache enthält zwar eine Menge Fallen, in die man tapsen kann, aber der Nicht-Philosoph tut das überlicherweise nicht.

„... in den systematisch verleitenden Ausdrücken, so wie sie gemeint und verstanden werden, stecken keine Widersprüche. Es ist nicht so, als redeten die Leute in Wirklichkeit philosophischen Unsinn – das tun sie höchstens, wenn sie gerade philosophieren oder (und das ist etwas ganz anderes) wenn sie sehr salbungsvoll sind“ (Expressions, 35).

Eine der systematisch verleitenden Wendungen, die Ryle in seinem Artikel untersucht, ist „gibt es nicht“. Wir können diese Wendung völlig sinnvoll verwenden, wie die folgenden Sätze zeigen: „Zwölf-Mark-Scheine gibt es nicht“, „Einen besseren offensiven Mittelfeldspieler als Netzer gibt es nicht“, „Kinder von Donald Duck gibt es nicht“, „Snoopy gibt es nicht wirklich; er ist bloß eine comic-strip-Figur“. Wir verstehen solche Sätze im allgemeinen; und wenn wir sie nicht auf Anhieb verstehen, so liegt das nicht daran, daß etwas philosophisch Komisches gesagt wurde. Es mag sein, daß wir nicht wissen, wie der Satz „Kinder von Donald Duck gibt es nicht“ zu verstehen ist, weil der Zusammenhang nicht klar macht, ob er bedeutet, daß Tick, Trick und Track nicht Donalds Kinder, sondern seine Neffen sind, oder ob er – abwegigerweise – bedeutet, daß Donald keine Kinder haben könne, da es ihn ja nicht wirklich gibt. Aber das ist nicht die Art von Schwierigkeiten, mit denen der Philosoph sich herumplagt. Der Philosoph geht tiefer, – manchmal hinab in dunkle Tiefen, wo hinter philosophischem Käse die offenen Sprach-Fallen klaffen. Ein Philosoph mag sich etwa folgendes überlegen: Da der Satz „Das runde Viereck existiert nicht“ wahr ist, gibt er einen bestehenden Sachverhalt wieder; also muß der Subjektausdruck „das runde Viereck“ etwas bezeichnen. Denn wenn der Subjektausdruck nichts bezeichnet, spricht der Satz über nichts und gibt folglich auch keinen bestehenden Sachverhalt wieder. Der Sub-

jektausdruck bezeichnet also etwas; und zwar offensichtlich das runde Viereck. Genauso offensichtlich wird nun aber durch den Prädikatausdruck „existiert nicht“ von dem runden Viereck gesagt, daß es nicht existiere. Aber wie kann der Subjektausdruck etwas bezeichnen, von dem mit dem Prädikatausdruck gesagt wird, daß es nicht existiere? Wenn es das runde Viereck nicht gibt, der Subjektausdruck also nichts bezeichnet, der Satz also über nichts spricht, wie kann er dann wahr sein? Das Dilemma: Wenn man annimmt, der Satz sei wahr, so gelangt man zu dem Schluß, er sei sinnlos; und die Annahme, der Satz sei sinnlos, scheint unhaltbar. (Es läßt sich leicht einsehen, daß man mit Sätzen, in denen statt der Kennzeichnung ein Name die Subjektposition einnimmt, zum Beispiel „Django existiert nicht“, in dieselben Schwierigkeiten geraten kann.)

Ryles Diagnose: Unser Philosoph ist in die Klemme geraten, weil er die grammatische Struktur des Satzes für bare Münze genommen hat. Er hat tiefgeschürft, wo er besser bloß den grammatischen Staub weggepustet hätte, der ‚die wirkliche Form‘ seiner Untersuchungsobjekte verdeckt. Sätze, deren Subjekt ein Eigenname oder ein Kennzeichnungsausdruck ist und deren Prädikat aus der Klasse „gibt es nicht“, „existiert“, „existiert nicht“, „gibt es wirklich“, „gibt es nur im Märchen (im Film, in der Einbildung etc.)“, oder aus der Klasse der entsprechenden philosophischen Fachbegriffe stammt, haben eine ganz andere „logische“ Form als Sätze (wie „Uli niest“ und „Uli niest nicht“), die ihnen syntaktisch ähnlich sind. Und die „wirkliche“ oder „logische“ Form solcher Sätze zeigt sich, wenn man sie umformt; „Es gibt nichts, was zugleich rund und viereckig ist“ hat die gleiche Bedeutung wie „Das runde Viereck existiert nicht“, aber der erste Satz verleitet nicht so leicht dazu, an eine Art von Existenz des runden Vierecks zu glauben.

„Ich ziehe daraus den Schluß, daß wir also doch – zumindest in einer Hinsicht – genau untersuchen und sogar angeben können, ‚was es wirklich heißt, das und das zu sagen‘. Denn wir können fragen, welches die wirkliche Form des wiedergegebenen Sachverhalts ist, wenn sie verborgen oder verkleidet ist und vom fraglichen Ausdruck nicht richtig enthüllt wird. Und oft kann es uns gelingen, diesen Sachverhalt in einer neuen sprachlichen Form wiederzugeben, die zeigt, was die andere nicht gezeigt hat. Und einstweilen bin ich der Auffassung, daß philosophische Analyse genau darin besteht und daß dies die wirklich einzige Aufgabe der Philosophie ist“ (Expressions, 36).

Als Ryle dies schrieb, stand er noch stark unter dem Einfluß von Russells Schriften zur Bedeutung sprachlicher Zeichen, Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“, Ayers Auffassungen, wie er sie dann in „Language, Truth and Logic“ dargelegt hat, und verschiedener Veröffentlichungen des Wiener Kreises. Trotz wesentlicher gemeinsamer Überzeugungen mit den sogenannten logischen Empiristen redet er jedoch keiner „logischen Ideal-Sprache“ das Wort. Anders als die meisten logischen Empiristen ist er nicht der Meinung, die Umgangssprache taue nicht für die Zwecke des Philosophen und müsse deshalb durch eine Konstrukt-Sprache ersetzt werden. Vielmehr scheint Ryle der Überzeugung zu sein, daß die Sprache, die wir normalerweise verwenden, ziemlich harmlos und auch fürs Philosophieren geeignet sei – wiewohl ihr Benutzer fürs Philosophieren ungeeignet sein mag. Ob Ryles Trennung vom ideal-sprachlichen Zweig der analytischen Philosophie erst mit „Categories“ (1938) – wo er immer noch von der „logischen“ Struktur von Sätzen spricht, aber nicht mehr von der „wirklichen Form des beschriebenen Sachverhalts“ – oder mit „Knowing How and Knowing That“ (1945) oder gar noch später vollzogen wurde, sei dahingestellt; spätestens mit „The Concept of Mind“ (1949) und dem im gleichen Jahr veröffentlichten Verriß von Carnaps „Meaning and Necessity“ (Discussion) ist sie manifest.

Daran daß Philosophieren vorrangig die Beseitigung von Begriffsverwirrungen sei, hält Ryle fest. Die Methoden, mit denen er das zu tun versucht, und seine Überzeugung, allein dies sei die Aufgabe des Philosophen, haben sich geändert. Wie an seiner Auseinandersetzung mit der intellektualistischen Theorie intelligenten Verhaltens zu sehen sein wird, bescheidet er sich später nicht mehr mit der sterilen Beschäftigung, transparentere Paraphrasen für verleitende Ausdrücke auszutüfteln; er entwickelt eigene Theorien.

Ryles Art zu philosophieren ist für deutsche Verhältnisse sehr ungewohnt (sicher einer der Gründe für die schlechte Rezeption hierzulande): Er schreibt so klar, daß selbst ein Nicht-Philosoph ihn verstehen kann. Den philosophischen Fachjargon vermeidet er, wo es nur irgend geht, ohne jedoch anbiedernd zu vereinfachen; seine Abneigung gegen viele beliebte Fachtermini der philosophischen Tradition rührt wohl von seiner Überzeugung her, daß feine Unterschiede durch sie eher verdeckt als hervorgehoben werden. Neue Unterscheidungen finden sich bei Ryle auf Schritt und Tritt; wohl kaum ein Philosoph hat so viele Wortgruppen mit bemerkenswerten Eigenschaften entdeckt und getauft wie Ryle. Auch sein ständiger

Rückgriff auf Beispiele aus dem Alltag, über den zum Beispiel Marcuse (188) sich so empört, ist etwas für die philosophischen Gebräuche in Deutschland derart Ungewöhnliches, daß er leider eigener Begründung bedarf. Philosophische Sätze sind nicht selten recht schwierig zu verstehen. C. G. Hempel hat einmal gesagt – und damit, glaube ich, charakterisiert, was analytischer Philosophie auch noch so verschiedener Couleur gemeinsam ist –, daß angesichts philosophischer Behauptungen zwei Fragen am Platz seien: „What do you mean?“ und „How do you know?“. Wenn beispielsweise jemand sagt, umgangssprachliche Kommunikation sei notwendigerweise verzerrt, so ist es wohl nicht allzu verwerflich, aber überaus klärend, ihn danach zu fragen, was damit über das Schwätzchen, das Frau Huber mit Frau Meier hält, gesagt ist. Und wenn man dies und weiteres herausbekommen hat, kann man die These darlegen, ohne sie selbst zu zitieren – man berichtet schlicht, was sie für die alltäglichen Fälle besagt, um die es in ihr nun einmal geht. Ryle behandelt beispielsweise den transzendentalen Charakter des Ich (Concept, 186–198), indem er Mehrdeutigkeiten und Eigenarten des Wortes „ich“ an ganz alltäglichen Beispielen aufzeigt; obgleich das Wort „transzendental“ nicht vorkommt, gehören Ryles Ausführungen wohl zum Besten, sicherlich aber zum Klarsten und somit Kritisierbarsten, was zu diesem Problem geschrieben wurde. Ryles durchgängiges Ziel ist es, herauszuarbeiten, was man über einen Gegenstand sinnvoll sagen kann – bzw. was man über ihn nicht sagen kann, ohne sinnloses Zeug zu reden –, und diesen Unterschied versucht er mit alltäglichen Beispielen drastisch zu demonstrieren. – Philosophische Thesen an ihren konkreten Konsequenzen zu messen, gilt vielerseits als unbillig. „Ich darf Ihnen vielleicht sagen, daß es überhaupt für das Verständnis der Philosophie wesentlich ist, daß man nichts so ganz wörtlich nimmt; daß die Sätze der Philosophie keine ‚statements of facts‘ sind, sondern daß zwischen jedem Satz der Philosophie und der empirischen Realität gleichsam ein luftleerer Raum ist. Es ist schwer, auszuführen, was damit gemeint ist, ich möchte Ihnen auch nur den Floh ins Ohr setzen. Aber ich glaube, daß das Mißverständnis des Empirismus, vor allem des logischen Positivismus, das diese Art zu denken überhaupt von der Philosophie scheidet, das ist, daß die Aussagen der Philosophie wörtlich genommen werden ...“¹

Aber nicht nur mit diesem Floh, der in den Ohren vieler Philosophen sitzt, hat eine Methode wie die Ryles zu kämpfen, sondern auch mit

¹ Theodor W. Adorno in seiner Vorlesung zur Ästhetik am 21. 12. 67, zitiert nach einem Tonband-Manuskript.

einer ganz anderen Schwierigkeit: Wer eine schwer verständliche (manchmal eine scheinbar leicht verständliche, aber offensichtlich falsche oder absurde) philosophische These beim Wort ihrer Konsequenzen nimmt und kritisiert, setzt sich meist dem Einwand des Autors oder seiner Gefolgschaft aus, die These nicht beim richtigen Wort genommen zu haben. Als absurd oder falsch erwiesene Konsequenzen einer unklaren These sind notorisch gar keine Konsequenzen dieser These. Ein schönes Beispiel liefert hier Chomskys These von den angeborenen Sprach-Ideen; bislang weiß man nur, was diese These nicht besagt, nämlich das, was ihre Kritiker glaubten, daß sie besage. Diese zweite Schwierigkeit, der man ausgesetzt ist, wenn man philosophische Thesen beim Wort zu nehmen versucht, dürfte den Grund für eine weitere Eigenart des Ryleschen Philosophierens darstellen: In seinen systematischen Arbeiten werden angegriffene Positionen kaum einmal historisch dingfest gemacht, Philosophen selten beim Namen genannt und noch seltener zitiert, obwohl es häufig auf der Hand liegt, um wen (und um was von ihm) es gerade geht. Und dies mag wiederum als Teil der Erklärung einer weiteren Ungewöhnlichkeit dienen: Ryles „The Concept of Mind“ enthält keine einzige Fußnote.

Wo klotzig-pompöse Begrifflichkeit und stilistische Schwerfälligkeit als Merkmale philosophischer Seriosität gelten, mag die geradezu erfrischende Leichtigkeit des Ryleschen Stils mit philosophischer Leichtfertigkeit verwechselt werden. Seine – leider auch für die Übersetzer – unnachahmliche Art, spritzig und doch nicht feuilletonistisch zu schreiben, verträgt sich nicht mit dem Gestus der Feierlichkeit, in dem Philosophisches so gerne zelebriert wird. Wäre „The Concept of Mind“ nicht mit epigrammatischen Formulierungen, ungewohnten aber treffenden Metaphern, ironischen Seitenhieben und amüsanten Beispielen gespickt, so wäre der trockene Stoff wohl kaum genießbar. Allerdings: daß sich bei Ryle manchmal ein Bonmot findet, wo man ein – möglicherweise umständliches – Argument erwartet, macht die Lektüre zwar angenehmer, aber nicht unbedingt leichter.

2. Von Geistern, Gespenstern und Maschinen

In seinem Hauptwerk „The Concept of Mind“, mit Wittgensteins „Philosophische Untersuchungen“ und Austins „How to do Things with Words“ das bekannteste Werk der Philosophie der normalen Sprache, versucht Ryle, gewisse einflußreiche Vorstellungen über den menschlichen Geist zu widerlegen. Zusammengenommen ergeben

diese Vorstellungen eine Theorie des Geistes, von der Ryle mit Vorliebe als von dem „Dogma vom Gespenst in der Maschine“ spricht; sie kann in groben Umrissen so gekennzeichnet werden:

Jeder Mensch hat einen Körper und einen Geist. Der menschliche Körper („die Maschine“) kann von anderen Personen wahrgenommen werden, genau wie das, was er tut. Der menschliche Geist („das Gespenst“) und was er tut kann nicht von anderen wahrgenommen werden. Nur der Geist selbst kann seine Handlungen und Zustände wahrnehmen. Typische Handlungen des Geistes sind: Wollen, Erkennen, Denken, Empfinden, Vorstellen, Erinnern, Fühlen und Verstehen. Typische Zustände des Geistes sind: etwas wissen oder glauben, traurig, glücklich, ärgerlich, zufrieden oder verzweifelt sein. Der Körper ist äußerlich und öffentlich; der Geist im allerstrengsten Sinne innerlich und privat. Der Körper ist unfrei: er ist im Raum und somit den Gesetzen der Mechanik unterworfen. Der Geist ist frei: er ist nicht im Raum und somit nicht den Gesetzen der Mechanik unterworfen. Der unsichtbare Geist verursacht, was der sichtbare Körper tut. Über den Geist eines anderen Menschen kann man nie direktes Wissen erlangen; allerdings kann man vom körperlichen Verhalten eines Menschen bestimmte, gleichwohl niemals völlig sichere, Rückschlüsse auf die geistigen Ursachen, d. h. auf die geistigen Handlungen und Zustände, ziehen. Da man aus dem eigenen Fall weiß, wie der Körper sich verhält, wenn der Geist dies getan hat oder in jenem Zustand sich befindet, kann man – allen Unsicherheiten eines Analogie-Schlusses ausgesetzt – folgern, was in jemandes Geist sich abspielte, als sein Körper dies oder das tat. Über den Geist eines anderen weiß man also im strengen Sinne nichts; umso besser und genauer weiß man über den eigenen Bescheid. Über das, was in der Außenwelt vor sich geht, kann man sich täuschen; nicht jedoch darüber, was in der eigenen geistigen Innenwelt geschieht. Es gibt zwei Quellen für die unfehlbare Selbstwahrnehmung des Geistes: durch das Bewußtsein und die Introspektion hat der Geist privilegierten Zugang zu sich selbst. Zum einen ist dem Geist normalerweise bewußt, was er gerade tut – mit einem Wort Ryles: geistige Akte „phosphoreszieren“. Zum anderen kann man gleichsam nachschauen, was sich in der eigenen inneren Welt gerade tut.

Weitere Namen, mit denen Ryle diese Theorie des Geistes bedenkt, sind: „die Zwei-Welten-Theorie“, „die offizielle Lehre“, „das Verdoppelungs-Modell“, „der paramechanische Mythos“, „der Mythos von den okkulten Ursachen“ und „Descartes' Mythos“. An der mit dem letzten Etikett aufgestellten philosophie-historischen Behauptung

tung hat W. Röd (in: *Mythus*) Kritik geübt; gegen seinen weitergehenden Angriff auf Ryles systematische Feststellungen wendet sich E. von Savigny (in: *Fehlinterpretation*), der (in: *Philosophie*, 93–96) eine nicht philosophie-historische Rechtfertigung für diese Bezeichnung Ryles gibt.

Ryle hält die skizzierte Theorie für vollständig und grundlegend falsch. Er greift sie an, wo er sie nur stellen kann; was sie über den Willen, den Verstand, das Gemüt, die Vorstellung, das Gedächtnis, die Wahrnehmung und das Bewußtsein, über Gefühle, Motive, Stimmungen und Neigungen, über Wissen, Glauben, Wünschen, Denken und Können, über den Unterschied zwischen intelligentem und nicht-intelligentem und den zwischen willentlichem und unwillentlichem Handeln besagt, wird zum Gegenstand von Ryles destruktiver Analyse.

Ein Teil des Dogmas vom Gespenst in der Maschine ist die – von Ryle so benannte – *intellektualistische Legende*. Sie besagt im wesentlichen: Über Menschen bzw. ihre Handlungsweisen wird manchmal gesagt, sie seien intelligent, verständig, vernünftig, genial, raffiniert, gewiegt, gewieft, clever, gekonnt, überlegt, findig, scharfsinnig, logisch, helle, einfallsreich, erfinderisch, klug, gewitzt, schlau, konsequent, aufgeweckt, vorsichtig, kritisch, usw. Entsprechende negative Kennzeichnungen sind u. a.: dumm, borniert, blöd, töricht, dämlich, schwer von Begriff, ungeschickt, voreilig, doof, medioker, dummlich, einfältig, begriffsstutzig, schwachsinnig, unaufmerksam, inkonsequent, einfallslos, idiotisch, unüberlegt, langweilig, banal und unlogisch. (Wörter der ersten Gruppe werden im folgenden ‚Intelligenz-Adverbien‘ bzw., wo es nötig ist, ‚positive Intelligenz-Adverbien‘ genannt; solche der zweiten Gruppe ‚negative Intelligenz-Adverbien‘. Entsprechend wird der Ausdruck ‚intelligentes Verhalten‘ – bzw. ‚Handeln‘ – im folgenden als Sammelbezeichnung für alle Verhaltens- oder Handlungsweisen verwandt, deren Beschreibung durch ein positives Intelligenz-Adverb näher bestimmt werden kann.) Zwischen intelligenten und nicht-intelligenten Menschen besteht ein großer Unterschied. Der intelligente Mensch handelt häufig intelligent, verständig, gekonnt, usw.; der Dummkopf hingegen häufig unüberlegt, ungeschickt und unvorsichtig. Der Unterschied zwischen intelligentem und nicht-intelligentem Handeln kann nicht in dem äußerlich sichtbaren Verhalten der Handelnden gefunden werden, denn auch ein Dummkopf kann aus schierem Zufall etwas tun, was der intelligente Mensch unter den gleichen Bedingungen genauso getan hätte und was dann intelligent zu nennen gewesen wäre. Wer durch

methodische Überlegung auf einen eleganten Lösungsweg einer Rechenaufgabe kommt, schreibt dieselben Gleichungen aufs Papier und mag sich dabei überhaupt in nichts Wahrnehmbarem von einem unterscheiden, dem dieser Lösungsweg mühselig eingetrichtert wurde und der bloß das stur Auswendiggelernte hinschreibt. Was intelligentes Handeln von nicht-intelligentem unterscheidet, ist etwas, das man nicht beobachten kann: ein geistiger Akt des Denkens. Dieser unbeobachtbare Denkvorgang sieht etwa so aus: Der Handelnde fragt sich, was er in der gegebenen Situation wohl am besten tun solle; dann zieht er gewisse gültige Regeln zu Rate, die für seine Situation einschlägig sind. Aus diesen Regeln leitet er dann ab, was in seiner Situation zu tun sei, und tut es. Wer intelligent handelt, handelt mit Überlegung; er denkt, bevor er handelt; er plant sein Handeln. Er kennt gewisse Wahrheiten, die ihm sein Verhalten vorschreiben. Intelligent handeln heißt vorher intellektuell tätig sein. Wer etwas intelligent machen kann, weiß etwas; und er kann es nur, weil er etwas weiß. Intelligentes Handeln ist durch Wissen definiert. Theorie und Theoretisieren sind logisch früher als intelligente Praxis.

3. Ryles Angriff auf die intellektualistische Legende

Ryles Auseinandersetzung mit der intellektualistischen Legende läßt sich im wesentlichen in zwei Teile aufsplittern: einen destruktiven, in dem er versucht, die Legende zu widerlegen und die ihr zugrundeliegenden Fehler aufzudecken, und einen konstruktiven, in dem er seine eigene Theorie intelligenten Handelns entfaltet.

Ryles erstes Gegenargument ist schlicht: Das stimmt doch gar nicht. Wir gehen doch nur in ganz seltenen Fällen so wie von der intellektualistischen Legende beschrieben vor, wenn wir irgendeine unserer Intelligenz-Fähigkeiten ausüben. In vielen Fällen ist intelligentes Handeln geradezu unvereinbar mit vorausgehenden Akten des Raisonierens der beschriebenen Art; beim Blitz-Schach, Tennisspielen und Autofahren ergeben sich beispielsweise häufig Situationen, in denen man nur dann geschickt, gekonnt oder verständig agieren kann, wenn man nicht erst plant, sondern einfach das Richtige tut. Man macht sich keines Widerspruchs schuldig, wenn man behauptet, daß Altafini intelligent gehandelt hat, als er sich ins Tor-Aus warf, um nicht im Abseits zu stehen, und zugleich bestreitet, daß er zuvor geplant habe, dies zu tun.

Diesem ersten Argument Ryles mag der Intellektualist mit dem Hinweis auf die sprichwörtliche ‚Schnelle des Gedankens‘ begegnen; er

mag behaupten, daß die für das Prädikat „intelligent“ erforderlichen ‚Denk‘-, ‚Akte‘ in Sekundenbruchteilen vollzogen werden können. (Man beachte, daß das intellektualistische Bild vom intelligent Handelnden durch diesen Zusatz bereits ein wenig verzerrt wird. Der Prototyp des intelligent Handelnden – der ruhige, besonnene Planer, der ab und an nachdenklich abwägend das Haupt wiegt – wirkt jetzt schon ein wenig eigenartig; denn wenn sich komplizierte ‚Denkakte‘ auch in kleinsten Zeiträumen durchführen lassen, weshalb – so mag man fragen – braucht er dann so lange dazu?)

Damit entzieht sich der Intellektualist jedoch nicht Ryles zweitem Einwand: Wir können uns zumeist gar nicht entsinnen, einen sei's auch noch so schnell entworfenen Plan geschmiedet zu haben, bevor wir etwas intelligent gemacht haben. Die meisten Menschen, die intelligent argumentieren, können keine einzige Regel für korrektes Argumentieren angeben – trotz Bewußtsein und Introspektion. Vielleicht wären sie anfangs nicht einmal in der Lage einzusehen, daß sie an dem und dem Punkt ihrer Argumentation von der Regel der Allbeseitigung oder der Existenzeinführung Gebrauch gemacht haben. Es ist also gut möglich, daß jemand die Regel, die er sich gemäß der intellektualistischen Legende ‚im Geist‘ hätte vorgesagt haben müssen, nicht versteht, geschweige denn kennt. Zudem ist es in vielen Fällen, in denen man Intelligenz-Adverbien auf Handlungsbeschreibungen anwenden kann, heute noch unmöglich, die entsprechenden Regeln anzugeben, einfach weil sie noch unbekannt sind. Regeln für richtiges Rechnen, gutes Kochen, Behandlung von Kinderkrankheiten, rationale Entscheidungen unter Risiko, effektiven Straßenkampf, ökonomische Gartenpflege, stringentes Argumentieren, erfolgreiches Skatspielen, sicheres Autofahren bei Glatteis, richtiges Verhalten bei Zimmerbränden, usw. sind entdeckt und formuliert worden. Diese Regeln kann man sich vorsagen, wenn man zwei Zahlen addieren möchte, am Krankenbett, Herd oder Tresen steht und wenn man mit der berittenen Polizei konfrontiert wird. Entscheidend ist aber, daß Menschen auch schon schmackhaft kochen, stringent argumentieren und sich erfolgreich gegen berittene Polizisten wehren konnten, bevor ein findiger Kopf die entsprechenden Regeln entdeckte und niederschrieb. Gültige Schlüsse wurden schon gezogen, bevor Aristoteles allgemeine Regeln für korrektes Schließen niederschrieb; und selbst wenn sich herausstellte, daß irgendeine Praxis erst intelligent ausgeübt wurde, nachdem jemand Regeln für sie entdeckt hatte, reichte dies nicht als Beleg für die intellektualistische These aus. Diese Praxis dürfte nämlich nicht bloß zufällig, sondern

müßte – in irgendeinem, vom Intellektualisten zu klärenden Sinn des Wortes – „notwendig“ auf ihre Theorie gewartet haben. – Niemand hat bislang jedoch die Regeln für eine Unzahl von anderen Verhaltensweisen formuliert, in denen sich spezifische Intelligenz manifestieren kann; als Beispiele mögen ausreichen: Witze machen und verstehen, höflich sein, taktvoll sein (beides ist scharf zu trennen von der Einhaltung der Etikette-Regeln, die zum großen Teil formuliert sind), Filme richtig beurteilen, spannende Kriminalromane schreiben und vorteilhafte Geschäftsabschlüsse zustande bringen. Trotzdem gibt es Menschen, die gute Witze machen und von Kalauern unterscheiden können; die im rechten Augenblick das Zimmer verlassen oder das Gespräch auf etwas anderes bringen, ohne Peinlichkeit entstehen zu lassen; deren Romane uns fesseln; die ihre Geschäftspartner (auf nicht-anrühige Weise) so gekonnt beeinflussen, daß schließlich ein für sie überaus vorteilhafter Vertrag unterzeichnet wird. Es mag sein, daß diese Regeln einmal entdeckt werden, und es ist wahrscheinlich, daß Menschen ihre Praxis dann nach diesen Regeln ausrichten, wie die Hausfrau sich beim Marmeladekochen nach Kochrezepten richtet. Aber das bestätigt die These des Intellektualisten nicht. – Ryle wirft dem Intellektualisten vor, das Verhältnis von Theorie und Praxis auf den Kopf gestellt zu haben: „Erfolgreiche Praxis geht ihrer Theorie voraus; Methodologien setzen die Anwendung der Methoden voraus, aus deren kritischer Untersuchung sie resultieren“ (Concept, 30).

Der Intellektualist hat zumindest zwei Möglichkeiten, sich diesen Plausibilitätsargumenten Ryles zu entziehen. Er mag (a) die offene oder (b) die verschleierte Immunisierungsstrategie einschlagen:

- (a) Wenn jemand etwas tut, ohne sich daran erinnern zu können, es vorher geplant zu haben, oder ohne überhaupt das nötige Wissen für solch einen Plan zu besitzen, so ist seine Handlung nicht intelligent.

Durch (a) wird die intellektualistische Legende uninteressant. Anfangs schien es ihr um alle Handlungsweisen zu gehen, deren Beschreibung mit einem positiven Intelligenzwort näher bestimmt werden kann. Nun zeigt sich, daß es um eine andere Gruppe von Handlungsweisen geht: um genau diejenigen nämlich, die das intellektualistische Kriterium des Vorher-Geplant-Seins erfüllen. Mit (a) spricht der Intellektualist nicht mehr über intelligentes Handeln; er spricht jetzt nur noch über geplantes Handeln und sagt darüber, daß es geplant sei. Und diese Behauptung ist sicherlich unwiderlegbar –

aber nur, weil sie banal ist. Der Intellektualist gleicht jetzt einem, der sagt „Wenn jemand genüßlich speist, leckt er sich vorher die Lippen“, dem wir nun einige Gourmets präsentieren, die sich vor dem Speisen niemals die Lippen lecken, und der daraufhin sagt „Da sieht man ja, daß sie nicht genüßlich speisen; täten sie's, so hätten sie sich ja vorher die Lippen geleckt“. – Schlägt der Intellektualist diesen Ausweg ein, kann seine Theorie im besten Fall als Vorschlag aufgefaßt werden, die Bezeichnung „intelligentes Handeln“ (bzw. die Intelligenz-Adverbien) anders zu verwenden als bisher. Seine „Feststellungen“ über intelligentes Verhalten können dann nicht mehr falsch sein – aber sie können auch nicht mehr wahr sein. Vorschläge für die Änderung des Wortgebrauchs, auch wenn sie als Theorie verkleidet werden, sind nicht wahr oder falsch, sondern nützlich oder unbrauchbar.

- (b) Wenn jemand etwas tut, ohne sich an einen vorausgegangenen Handlungsplan erinnern zu können, und wenn seine Handlung normalerweise als ein Fall von intelligentem Handeln betrachtet wird, so hat er *unbewußt* einen Plan entwickelt, und die in seinem Plan herangezogenen Regeln kennt er *implizit*.

Dies ist ein weiterer Versuch, Plausibilitätsargumenten durch Implausibilitäten zu begegnen. Der nach der intellektualistischen Legende für intelligentes Handeln notwendige, komplizierte ‚Denkakt‘ kann also nicht bloß überaus schnell, sondern auch ‚unbewußt‘ vollzogen werden; und der intelligent Handelnde mag zwar die für den Plan nötigen Regeln nicht im normalen Sinne des Wortes ‚kennen‘, aber er hat – nach (b) –, ‚unbewußtes‘ oder ‚implizites‘ Wissen von ihnen. Auf den ersten Blick scheint es, als würde der Intellektualist mit (b) eine empirische Behauptung über intelligentes Handeln aufstellen. Aber welche? Um dies herauszufinden, müßte zumindest geklärt werden, was es eigentlich heißt, daß Frau Huber implizit weiß, daß p. („p“ wird hier als Abkürzung für beliebige Sätze, die wahr oder falsch sind, gebraucht.) Ein harmloses Phänomen (z.B. daß Frau Huber weiß, daß ihr Telefon nicht eßbar ist, ohne jemals einen Gedanken an diesen Sachverhalt verschwendet zu haben) kann mit „implizites Wissen“ nicht gemeint sein. Dieses Wissen kann Frau Huber ja formulieren; „implizites“ Wissen muß aber – damit (b) eine Zurückweisung des letzten Ryleschen Einwandes darstellt – etwas sein, was man „weiß“, aber nicht formulieren kann, und das man nicht deshalb nicht formulieren kann, weil es einem gerade nicht einfällt oder weil einem gerade die richtigen Worte mangeln. Solange

keine Kriterien dafür angegeben sind, ob, seit wann und wie lange jemand etwas unbewußt plant oder implizit weiß, kann man natürlich jederzeit und völlig nach Belieben sagen, jemand schmiede einen „unbewußten Plan“, oder habe „implizites Wissen, daß p“. Und solange die Bedeutung dieser Ausdrücke unklar bleibt, bleibt auch unklar, was der Intellektualist mit (b) über intelligentes Handeln sagt. Würde der Intellektualist statt „unbewußt planen“ und „implizit wissen“ die Wörter „mumpfeln“ und „wumpfeln“ gebrauchen, so wäre nicht unklarer, was er über intelligentes Handeln sagt. Solange keine verwendbare Explikation der Begriffe „unbewußt planen“ und „implizit wissen“ vorgelegt wird, ist völlig unklar, unter welchen Bedingungen man sie auf jemanden anwenden kann; und genauso lange muß sich der Intellektualist den Vorwurf gefallen lassen, durch das vorangestellte „unbewußt“ bzw. „implizit“ die Begriffe des Planens und Wissens – man weiß nicht, wie weit – zu dehnen, um seine Theorie vor Gegenargumenten zu schützen.

Mit (a) wird die intellektualistische Theorie intelligenten Handelns uninteressant, weil sie dann nur scheinbar über intelligente Praxis insgesamt spricht; mit (b) wird sie es, weil sie nur noch scheinbar behauptet, intelligentes Handeln setze Wissen und Planen voraus.

Ein weiterer Einwand Ryles: Die intellektualistische Erklärung intelligenten Handelns funktioniert überhaupt nicht; man kann intelligentes Handeln nicht mit Rückgriff auf Wissen des Handelnden erklären. Selbst wenn es der Fall wäre, daß wir vor jeder intelligenten Verrichtung mittels „implizitem“ oder „normalem“ Wissen einen Plan schmiedeten, so erklärte dies nichts, solange nicht erklärt wäre, wie jemand, der mit einschlägigem Wissen vollgestopft ist, dennoch dumm handeln kann. Jemand mag zahllose strategische und taktische Maximen für das Schachspielen kennen und kann dennoch ein miserabler Schachspieler sein. Jemand mag alle bekannten Regeln für korrektes Schließen hersagen können und trotzdem unentwegt fehlerhaft argumentieren. Ein exzellenter Methodologe mag unfähig sein, eine methodisch saubere Untersuchung durchzuführen, und ein Buch mit den besten Regeln für stilistisch einwandfreies Deutsch kann in denkbar schlechtem Deutsch geschrieben sein. Wenn Wissen in solchen Fällen kein intelligentes Handeln nach sich zieht – wie soll es dann in den anderen Fällen ausreichen? Der zugrundeliegende Fehler des Intellektualisten ist, Intelligenz mit Wissen und Dummheit mit Unwissen gleichzusetzen; und es ist eine Binsenwahrheit, daß es

Dummköpfe gibt, die viel wissen, und intelligente Menschen, die wenig wissen.

Der schwerstwiegende Einwand, den Ryle gegen die intellektualistische Legende vorbringt, ist, daß sie in einen regressus ad infinitum gerät: Wäre sie richtig, so hätte niemand jemals intelligent handeln können – man käme vor lauter Theorie nicht zur Praxis. Denn wer sich überlegt, welche seiner Kenntnisse für seine Handlung einschlägig sind, kann sich bei diesen Überlegungen geschickt oder dumm anstellen. Er ist dabei also mit etwas beschäftigt, was selbst wiederum intelligent gemacht werden kann. Wer beim Handlungsregel-Aussuchen intelligent vorgeht, muß erst einmal eine andere Regel suchen, und zwar eine für das Aussuchen der einschlägigen Handlungsregel. Aber damit ist er wiederum mit einer Tätigkeit beschäftigt, die er intelligent oder dumm ausführen kann, ... ad infinitum. Ein unendlicher Regreß entstünde auch bei der Anwendung der notwendigerweise allgemeinen Regel auf die spezifische Handlungssituation. Die Regel kann ja nicht irgendwie, sondern muß richtig angewandt werden. Wer eine Regel anwendet, kann sich dabei intelligent oder weniger intelligent anstellen. Nach der intellektualistischen Legende bedürfte es, um die Regel auf die spezifische Situation intelligent – d.h. nicht bloß aus Zufall richtig – anzuwenden, einer weiteren Regel, die vorschreibt, wie dies zu tun ist. Bei der Anwendung dieser allgemeinen anwendungsregulierenden Regel tritt dasselbe Problem wieder auf. Eine weitere, die Anwendung von anwendungsregulierenden Regeln regulierende Regel wäre erforderlich; bei ihrer Anwendung tritt dasselbe Problem wieder auf, ... ad infinitum.

Ryle illustriert diese Schwierigkeit in leichter Abwandlung eines Rätsels von Lewis Carroll: Ein Schüler kann einem Beweis nicht folgen. Er versteht die Praemissen und die Konklusion, aber er sieht nicht ein, daß die Konklusion aus den Praemissen folgt. Der Lehrer versucht ihm dadurch auf die Sprünge zu helfen, daß er ihm einen weiteren Satz angibt, nämlich: „Wenn diese Praemissen hier wahr sind, so ist auch die Konklusion wahr“. Der Schüler versteht den Satz und schreibt ihn zu den Praemissen. Trotzdem sieht er nicht ein, daß die Konklusion aus dieser erweiterten Praemissenmenge folgt. Der Lehrer gibt ihm eine weitere Zusatzpraemisse an: „Wenn die ursprünglichen Praemissen und die erste Zusatzpraemisse wahr sind, so ist auch die Konklusion wahr“. Aber der Schüler sieht immer noch nicht ein, daß die Konklusion aus dieser Praemissenmenge folgt; usw. – „Er akzeptiert Regeln in der Theorie, aber das bringt ihn nicht unweigerlich dazu, sie in der Praxis anzuwenden. Er erwägt Vernunftgründe, aber

er ist nicht vernünftig“ (Knowing, 216). Wäre die intellektualistische Theorie richtig, so wäre nie ein Schluß gezogen worden – zumindest nicht von jemandem, der versucht, intelligent zu schließen. Ein waschechter Intellektualist wäre in derselben Lage wie der bornierte Schüler; es wäre ihm durch seinen sich selbst auferlegten Zwang, für jeden Schritt eine rechtfertigende Regel zu Rate zu ziehen, einfach unmöglich von „ $p \rightarrow q$ “ und „ p “ auf „ q “ zu schließen. Er müßte diesen Schluß rechtfertigen; der infinite Regreß, in den er gerät, läßt sich informal mit folgendem Schema repräsentieren:

$$\begin{array}{ccc}
 1. \text{ Metasprache} & 2. \text{ Metaprase} & 3. \text{ Metasprache} \\
 \frac{p}{p \rightarrow q} \quad ? & \left\{ \begin{array}{l} p \\ p \rightarrow q \\ \hline \text{Regel der 1. MS} \\ q \end{array} \right. ? & \left\{ \begin{array}{l} p \\ p \rightarrow q \\ \hline \text{Regel der 1. MS} \\ \hline \text{Regel der 2. MS} \\ q \end{array} \right. ? \text{ (ad infinitum)}
 \end{array}$$

Eine weitere Konsequenz der intellektualistischen Legende ist, daß man niemals wissen könnte, ob eine Handlung eines anderen Menschen intelligent ist oder nicht. Man muß sich mit Vermutungen bescheiden, aber mit Vermutungen einer besonders unangenehmen Art: Es ist völlig ausgeschlossen, daß sich jemals herausstellen könnte, ob sie zutreffen oder nicht. Man kann von vornherein sicher sein, daß selbst langwierigste und genaueste Untersuchungen zu keinem definitiven Ergebnis führen würden. Zudem wüßte man nicht einmal, was für Untersuchungen man anstellen sollte. – Nach Ryle ist diese Folgerung der intellektualistischen Legende absurd. Wir wissen häufig, daß jemand etwas intelligent gemacht hat, und wenn wir es einmal nicht wissen, so wissen wir doch meistens, worauf wir zu achten haben, um es herauszubekommen. Weiterhin erweist diese Folgerung die intellektualistische Theorie als witzlos: diese Folgerung besagt ja, daß der Gegenstand der Legende, nämlich intelligentes Handeln, gar nicht von nicht-intelligentem Handeln unterschieden werden kann. Und wenn es tatsächlich unmöglich wäre, eine Handlungsweise als intelligent zu erkennen, so wüßte man nicht, worüber in der intellektualistischen Legende als einer Theorie intelligenten Handelns eigentlich gesprochen wird. Wäre solch eine Erkenntnis jedoch prinzipiell möglich, so könnte man immerhin wissen, worum es in der Legende geht – aber die Legende wäre dann falsch. Eine Konsequenz dieser

Folgerung der intellektualistischen Legende ist also, daß die Legende entweder witzlos oder falsch ist.

Ein Intellektualist mag auf diese Argumente hin zugestehen, daß die Plan-Theorie intelligenten Verhaltens nicht haltbar ist. Zumindest zwei Varianten der intellektualistischen Legende könnten nun als Verbesserungen der Plan-Theorie vorgeschlagen werden:

- (a) Die Theorie der absoluten Begründung: Jede intelligente Handlung kann vom Handelnden vollständig begründet werden (wobei „begründen“ im Sinne von „Vernunftgründe anführen“ zu verstehen ist).

Prima facie ist (a) eine Verbesserung der ursprünglichen Fassung der intellektualistischen Legende: die beiden Regresse treten nicht mehr auf – man muß also nicht mehr unendlich viele Überlegungen anstellen, um intelligent handeln zu können – und es scheint möglich zu sein, intelligente von nicht intelligenten Handlungen zu unterscheiden, denn es läßt sich prinzipiell überprüfen, ob etwas eine Begründung für eine Handlung ist oder nicht. – Es entsteht jedoch ein anderer Regreß: Wer eine Handlung begründet, kann sich dabei intelligent oder nicht-intelligent anstellen. Wer intelligent begründet, was er getan hat, (und das ist erforderlich, damit er tatsächlich eine Begründung und nicht irgendetwas bloß „als Begründung“ angibt,) muß gemäß der Theorie der absoluten Begründung seine Begründung wiederum – intelligent – begründen können, ... ad infinitum.

Durch (a) werden die infiniten Regresse der Plan-Theorie intelligenten Handelns zwar vermieden, statt ihrer tritt jedoch ein Begründungs-Regreß auf; keine Handlung könnte intelligent sein, weil niemand unendlich viele Gründe angeben kann.

- (b) Die Theorie der rekursiven Begründung: Jede intelligente Handlung kann vom Handelnden beliebig weit begründet werden.

Mit der Theorie der rekursiven Begründung stellt der Intellektualist nicht mehr die unerfüllbare Forderung auf, die unendliche Reihe der Vernunftgründe müsse vom intelligent Handelnden angegeben werden, sondern nur noch die im Prinzip erfüllbare, für jeden beliebigen Vernunftgrund einen Vernunftgrund angeben zu können. Die Verschiedenheit von (a) und (b) läßt sich mit den beiden unterschiedlichen Forderungen eines Lehrers vergleichen, der von seinen Schülern einmal verlangt, daß sie sämtliche natürlichen Zahlen angeben können, und das andere Mal, daß sie für jede natürliche Zahl den Nachfolger angeben können. Der ersten Forderung werden die

Schüler nie genügen können, der zweiten hingegen ohne Schwierigkeit. – Die Theorie der rekursiven Begründung gerät in keinen Regreß, aber sie ist wenig attraktiv. Eine Batterie von Plausibilitätsargumenten spricht gegen sie. Einige davon sind: Es gibt Manifestationen von spezifischer Intelligenz – wie zum Beispiel gute Witze machen, taktvoll sein usw. – deren Gründe wir einfach nicht angeben können, weil sie uns unbekannt sind; und wir werden uns nicht allein deshalb versagen, Herrn Meiers Verhalten intelligent zu nennen, weil Herr Meier nicht in der Lage ist, die allgemeinen begründenden Regeln für Handlungen dieser Art anzugeben. – Wenn wir herausfinden wollen, ob jemand etwas intelligent oder bloß zufällig richtig gemacht hat, ist es für uns häufig überhaupt nicht maßgeblich, ob er uns sagen kann, warum es richtig war – er kann ja zufällig richtig*gehandelt haben, und der Grund ist ihm danach eingefallen. Begründen können, warum etwas intelligent ist, ist eine vollständig andere Fähigkeit als die, solche Handlungen intelligent ausführen können – sonst bestünde das Ensemble der Kammerspiele wohl aus den Lehrern der Schauspielschule, Ballettmeister wären dann wohl die besten Solisten und Methodologen die besten Methodiker. – Die Fähigkeit zu begründen, erklärt nicht einmal die Fähigkeit, intelligent zu handeln: Jemand mag in der Lage sein, jeden Zug von Bobby Fischer in seiner Partie gegen Darga (Berlin 1960) zu begründen, aber trotzdem unfähig sein, selbst intelligent Schach zu spielen (er kann die Begründungen auswendig gelernt haben).

4. Ryles konstruktive Analyse

Die zentrale Frage, die Ryles Theorie zu beantworten versucht, ist: „Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit man zutreffend sagen kann, eine Handlung sei intelligent ausgeführt worden?“ oder allgemeiner: „Nach welchen Kriterien werden Intelligenz-Adverbien verwendet?“ Dies mag erst einmal seltsam erscheinen, denn offensichtlich wird jetzt nicht mehr über intelligentes Handeln, sondern über das Wort „intelligent“ gesprochen. Und wie sollte man etwas über intelligentes Verhalten in Erfahrung bringen können, wenn man sich nur über das Wort „intelligent“ Gedanken macht? Wer dadurch etwas über die Ursachen von Krebs erforschen möchte, daß er sich über den Ausdruck „Ursachen von Krebs“ Gedanken macht, ist einfach ein Trottel; warum dann der Philosoph nicht, der doch offenbar etwas Analoges unternimmt? – Eine philosophische Theorie intelli-

genten Verhaltens ist etwas ganz anderes als eine psychologische oder neurophysiologische Theorie über denselben Gegenstand. Wenn ein Philosoph und ein Naturwissenschaftler sich mit der Frage beschäftigen, was intelligentes Verhalten sei, so beschäftigen sie sich, entgegen dem Anschein, mit verschiedenen Fragen. Die Frage des Philosophen ließe sich, ein wenig vereinfachend, paraphrasieren mit: „Wonach richtet es sich, ob jemand recht oder unrecht hat, wenn er behauptet, die Verhaltensweise X sei intelligent?“; die Frage des Naturwissenschaftlers läßt sich reformulieren mit: „Welche empirischen Gesetze unterliegen intelligentem Verhalten? Welche Naturgesetze treffen auf intelligentes Verhalten zu? Welche Ursachen hat intelligentes Verhalten?“ Der Naturwissenschaftler muß die philosophische „Was ist ...?“-Frage bereits beantwortet haben, wenn er seine „Was ist ...?“-Frage stellt; er muß zumindest schon wissen, daß dies und jenes Fälle intelligenten Verhaltens sind. Die Frage des Philosophen ist beantwortet, wenn er bestimmte, in gewissem Sinne ‚wesentliche‘ Kriterien (im Idealfall die gesamte Menge dieser Kriterien) für die korrekte Verwendung des Wortes „intelligent“ herausgefunden hat; die Frage des Naturwissenschaftlers ist beantwortet, wenn er interessante Naturgesetze (im Idealfall alle), die intelligentem Verhalten unterliegen, herausgefunden hat. Die philosophische Theorie ist falsch, wenn die in ihr angegebenen Kriterien nicht zutreffen; die naturwissenschaftliche Theorie ist falsch, wenn ihre Gesetzesaussagen falsch sind. Antworten auf die philosophische „Was ist ...?“-Frage werden, je nach Provenienz des Autors, in unterschiedlicher stilistischer Form gegeben. Häufig sind sie mit Wendungen wie „das Wesen von A“, „die Idee von A“, „der Begriff von A“ oder „A als solches“ formuliert; insbesondere können sie auch in der sprachlichen Form von Naturgesetzen auftreten, etwa als „Wenn immer etwas A ist, so ist es auch B“. Diese Formulierung ist dazu angetan, über den Unterschied zwischen der philosophischen und der naturwissenschaftlichen Antwort hinwegzutäuschen; die anderen Wendungen können leicht zu der Annahme verleiten, es werde über gewisse empirisch nicht faßbare Entitäten gesprochen, die sich allein philosophischer Reflexion erschließen. Aber auch die Rede über das Wesen von A ist prinzipiell empirisch überprüfbar; die Entscheidungsinstanz ist das Sprachverhalten von Muttersprachlern: ob der Philosoph mit dem, was er über das Wesen von A sagt, recht hat, bemißt sich danach, wie Muttersprachler den Ausdruck „A“ verwenden.

Bislang hat Ryle nur zu zeigen versucht, daß sich unsere Verwendung

von Intelligenz-Wörtern nicht nach den von der intellektualistischen Legende angeführten Kriterien richtet; er hat nur darzulegen versucht, was intelligentes Handeln nicht ist. In seiner eigenen Theorie intelligenten Handelns, die im folgenden geschildert wird, versucht Ryle anzugeben, welches wirklich die Kriterien sind, nach denen sich bemißt, ob eine Handlung intelligent ausgeführt wurde. Konsequenterweise sind die einzigen Argumente für seine Theorie Beispiele der Anwendung von Intelligenz-Wörtern auf Handlungen; die einzigen Gegenbeispiele gegen seine Theorie also Fälle, in denen die Verwendung von Intelligenz-Adverbien durch andere Kriterien geregelt ist.

Das entscheidende Kriterium für intelligentes Handeln ist nach Ryle, daß der Handelnde etwas *kann* und von diesem Können bei seiner Handlung Gebrauch macht. Es mag zwar sein, und es ist im allgemeinen auch so, daß der Handelnde einiges darüber weiß, weshalb es richtig, gut, erforderlich, usw., ist, wenn man sich in den und den Handlungssituationen so und so verhält; aber solch ein Wissen ist nach Ryle nicht das Kriterium dafür, ob eine Handlung intelligent zu nennen ist. Wer ein positives Intelligenz-Wort auf eine Handlung anwendet, sagt nach Ryle damit, daß (a) die Handlung ein gewisses Niveau oder eine gewisse Qualität hatte (sie war nicht falsch, schlecht, ungeeignet, usw.), daß (b) der Handelnde allgemein die Fähigkeit oder Fertigkeit hat, Handlungen dieses Typs auf diese Weise zu vollziehen, und daß (c) der Handelnde von dieser Fähigkeit oder Fertigkeit Gebrauch machte, als er die Handlung vollzog. Die Behauptung, daß Wolfgangs Zug mit dem Springer intelligent gewesen sei, ist dementsprechend zumindest drei Einwänden ausgesetzt: (a) „Aber der Zug war doch schlecht“, (b) „Ach was, Wolfgang ist doch ein ganz lausiger Schachspieler“ und (c) „Aber nein, Wolfgang ist doch stockbetrunken; er kann der Partie doch gar nicht mehr folgen“.

Die zentrale Frage für Ryles Theorie ist nun: was heißt eigentlich, daß jemand etwas kann – und zwar etwas, was man mehr oder weniger intelligent tun kann. Ryles Antwort lautet:

„Es heißt unter anderem: wenn er diese Dinge tut, dann macht er sie meistens gut, d.h. korrekt, tüchtig oder erfolgreich. Seine Art, diese Dinge zu tun, entspricht gewissen Standards bzw. erfüllt gewisse Kriterien. Aber das reicht nicht aus. Die gute Uhr geht richtig, und der dressierte Seehund im Zirkus führt seine Kunststückchen fehlerlos vor; trotzdem nennen wir sie nicht ‚intelligent‘.“

Diese Bezeichnung reservieren wir für Individuen, die dafür verantwortlich sind, wie sie ihre Handlungen ausführen. Intelligent sein ist nicht bloß Kriterien erfüllen, sondern Kriterien anwenden; die eigenen Handlungen steuern und nicht bloß gut gesteuert sein“ (Concept, 28).

Wenn jemand etwas kann (im Sinne von „sich darauf versteht“), so führt er Handlungen der entsprechenden Art erfolgreich und richtig aus. Aber was heißt es, daß derjenige, der schachspielen kann, beim Schachspielen Kriterien für korrektes und erfolgreiches Schachspielen anwendet? Offenbar muß er doch die *Kriterien kennen*, wenn er sie beim Spielen anwendet; offenbar muß er doch *wissen, wie diese Kriterien lauten*. Hier scheint Ryles Theorie genau wie die intellektualistische Legende auf Wissen zurückzugreifen, um intelligentes Handeln zu erklären; sie scheint zu besagen, daß der intelligent Handelnde Wissen über die Regeln (Kriterien) hat, die für die Korrektheit oder den Erfolg seiner Handlungen zuständig sind. Aber das scheint nur so. Daß jemand Kriterien (Regeln) anwendet, heißt nach Ryle nicht, daß er Wissen über diese Kriterien (Regeln) hat, sondern einfach, daß er sich auf bestimmte Weise verhält. Wenn jemand beim Schachspielen Kriterien für korrektes Ziehen anwendet, so tut und unterläßt er gewisse Dinge; ob er außerdem noch weiß, wie die Schachregeln lauten, ist völlig nebensächlich. Daß jemand Schachspielen kann, beim Spielen also zumindest die Kriterien oder Regeln für korrektes Ziehen anwendet, heißt nach Ryle u. a.: Wenn er mit dem Läufer von e5 auf d5 zieht, nimmt er diesen Zug zurück und entschuldigt sich beim Gegner; er zieht nicht mit dem Springer, wenn er dadurch ins Schach geriete; er protestiert, wenn der Gegner im Schach rochiert; er weist eine Rochade des Gegners zurück, wenn eines der Rochadefelder bedroht ist; usw. Wer sich beim Schachspielen so und entsprechend verhält, wendet dabei Kriterien für korrektes Ziehen an; es ist auch völlig korrekt zu sagen, er kenne die Regeln für richtiges Ziehen – aber damit ist nach Ryle nicht gesagt, daß er weiß, d. h. angeben könnte, wie die allgemeine Regel lautet, die seine Proteste rechtfertigt und die Korrekturen seiner eigenen Züge verlangt.

Am Beispiel des grammatisch korrekten Sprechens der Muttersprache wird dieser Punkt noch deutlicher, denn die Muttersprache lernt man zumeist, anders als das Schachspielen, ohne jemals mit den Formulierungen ihrer Regeln konfrontiert zu werden; und selbst wenn ein besessener Linguist seine Kinder von klein an mit grammatischen

Regeln traktierte, so müßten sie schon auf andere Weise eine Menge gelernt haben, um ihn verstehen zu können. Muttersprachler wenden beim Sprechen nicht allzu oft die Kriterien oder Regeln für grammatisch korrektes Sprechen ihrer Sprache an; typische der seltenen Situationen, in denen die meisten sich allerdings bemühen, grammatisch korrektes Deutsch zu sprechen oder zu schreiben, sind: wenn sie im Abitur einen „Besinnungsaufsatz“ schreiben, wenn sie ein Bewerbungsschreiben, einen Lebenslauf, einen Geschäftsbrief, ein Testament und ähnliches abfassen; wenn sie eine Zeugenaussage machen, sich bei ihrem neuen Chef vorstellen, ein Fernseh-Interview geben, im ersten Semester einen Einwand gegen eine Behauptung des Seminarleiters vorbringen, eine Festrede halten, usw. Normalerweise spricht man jedoch, ohne sich um grammatische Korrektheit zu kümmern. Die meisten Umgangssprecher wenden wohl nur dann Kriterien oder Regeln für grammatisch korrektes Deutsch an, wenn sie befürchten, sich sonst zu blamieren oder irgendwelche Nachteile einzuhandeln. Wer Deutsch kann, äußert grammatisch korrekte Sätze, wenn er sich Mühe gibt, er kritisiert ungrammatische Sätze, z.B. wenn er seine Kinder erzieht, usw. – und es ist völlig korrekt, von einem, der solche Dinge tut, zu sagen, daß er dabei die Regeln oder Kriterien der Grammatik des Deutschen anwendet. Wichtiger ist aber die Umkehrung: daß ein Muttersprachler die Regeln der Grammatik kennt, heißt schlicht, daß er solche Dinge tun kann. Es heißt insbesondere nicht auch noch, daß er irgendwelches Wissen (in irgendeinem halbwegs klaren Sinn dieses Wortes) über die grammatischen Regeln seiner Muttersprache hat. Die meisten Muttersprachler wissen vermutlich nicht einmal, daß sie – wenn sie sich bemühen, grammatisch korrekt zu sprechen – versuchen, die grammatischen Regeln ihrer Sprache einzuhalten. Und auch die Annahme, daß sie die in einer Grammatik aufgeführten Regeln – die nach Ansicht einiger Linguisten ihr ‚grammatisches Wissen‘ beschreiben – auch nur verstehen könnten, ist wohl eher absurd als nur gewagt.

Die Frage, ob Muttersprachler Wissen über die grammatischen Regeln ihrer Sprache besitzen, ist in den letzten Jahren von Linguisten und Philosophen heftig diskutiert worden. N.Chomsky hat die Behauptung aufgestellt, Muttersprachler haben (angeborenes und erworbenes) grammatisches Wissen, und eine adäquate Grammatik repräsentiere dieses Wissen; es sei zulässig, von der *Fähigkeit* der Muttersprachler, grammatisch korrekte Sätze von ungrammatischen zu unterscheiden, darauf zu schließen, daß Muttersprachler *Wissen* über die grammatischen Regeln ihrer Sprache besitzen. Chomskys

Thesen sind für den hier gegebenen Zusammenhang deshalb interessant, weil sie die bekannteste intellektualistische Theorie darstellen, die in den letzten Jahren offen vertreten worden ist. Leider sind sie trotz aller Versuche, ihren Sinn zu erhellen, immer noch vollkommen dunkel – einfach weil unklar ist, welches andere Phänomen als die Fähigkeit zu beurteilen, ob ein Satz der Muttersprache grammatisch korrekt ist, mit dem Ausdruck „Wissen über die grammatischen Regeln“ gemeint sein könnte. Daher sind die folgenden Bemerkungen eher eine Anspielung auf Chomskys Theorie als eine Auseinandersetzung mit ihr; und deshalb wird im folgenden auch nur über Chomskys „Behauptungen“ und nicht über seine Behauptungen gesprochen.

Ein Muttersprachler „kennt“ die Regeln für grammatisch korrekte Fragesätze des Deutschen in einem anderen Sinn des Wortes als ein Linguist, der eine Grammatik der Fragesätze des Deutschen entwickelt hat. Daß der Muttersprachler sie kenne, heißt insbesondere, daß er in jedem einzelnen Fall angeben kann, ob ein Fragesatz in Ordnung ist. Daß der Linguist sie kenne, heißt (falls es mehr besagen soll als daß der Linguist Deutsch kann), daß er eine sehr allgemeine und möglichst einfache Konstruktionsbeschreibung genau derjenigen Fragesätze angeben kann, die der Muttersprachler für in Ordnung hält. Der Linguist beschreibt mit seinen Regeln gewissermaßen das einschlägige Können des Muttersprachlers. Seine Beschreibung kann falsch sein; sie ist es, wenn sie die Konstruktion von Fragesätzen verbietet, von denen der Muttersprachler sagt, sie seien in Ordnung, und wenn sie die Konstruktion von Fragesätzen gestattet, die der Muttersprachler als ‚grammatisch nicht in Ordnung‘ ablehnt. Der Maßstab für die Adäquatheit der Regeln, die der Linguist angibt, ist also das Sprachverhalten der Muttersprachler. *Jeder einzelne Muttersprachler* kann sich natürlich darin irren, daß ein Satz grammatisch in Ordnung ist oder nicht; aber nicht *alle Muttersprachler zusammen* können sich darin irren. Wenn alle deutschen Muttersprachler (bis auf Linguisten, Deutschlehrer, Duden-Herausgeber, usw.) sich einig sind, daß der Satz X in Ordnung ist, so ist der Satz in Ordnung, auch wenn es im Duden anders steht. Das zeigt nicht, daß die Muttersprachler in irgendeiner Hinsicht unfehlbares Wissen über Grammatikalität hätten, sondern einfach, daß in Grammatiken empirische Behauptungen über das Sprachverhalten von Muttersprachlern aufgestellt werden. Es ist wichtig einzusehen, daß Regeln einer Grammatik nichts anderes als empirische Behauptungen – aller-

dings in einer höchst abstrakten Form – über einen bestimmten Typus menschlichen Verhaltens sind.

Mit einer korrekten Beschreibung, einem adäquaten Regelsystem, gäbe der Linguist auf einen Schlag alle und nur diejenigen Fragesätze an, die Muttersprachler nicht als ungrammatisch ablehnen würden. Chomskys „Behauptung“ ist, daß der Muttersprachler implizites Wissen über diese grammatischen Regeln habe. Da dies gemäß Chomskys explizitem Anspruch eine empirische Behauptung und kein Vorschlag zur Änderung des Gebrauchs von „Wissen“ sein soll, wird eine Explikation des Ausdrucks „implizites Wissen“ vorausgesetzt.

Chomsky selbst liefert keine Explikation; seine Gleichsetzung von „implizites Wissen“ und „innere Repräsentation“ (vgl. z.B. *Aspects*, 25 u. 46) erklärt nichts, sondern ist vielmehr selbst erklärungsbedürftig. J. Fodor (638) hat folgenden Definitionsvorschlag unterbreitet: „Wenn ein Organismus X tun kann, aber nicht erklären, wie man X macht, und wenn F eine Folge von Operationen ist, deren sprachliche Spezifikation S eine Antwort auf die Frage ‚Wie macht man X?‘ ist, und wenn weiterhin ein optimaler Computer-Simulator dieses Organismus dadurch X tut, daß er die Operationen der Folge F durchläuft, so weiß der Organismus implizit, daß S.“ Dieser Vorschlag hat gewichtige Schwächen: (i) er vertröstet uns auf unbestimmte Zeit, bis man feststellen kann, ob jemand etwas implizit weiß; (ii) man müßte von einem Menschen, der Fahrrad fahren kann, vermutlich sagen, daß er gewisse Differential-Gleichungen kenne; und (iii) man müßte Tieren zugestehen, daß sie viel (und vermutlich überaus intellektuell Anspruchsvolles) wissen. – Gemäß diesem wenig attraktiven Vorschlag wäre Chomskys „Behauptung“ auf die schlichte Behauptung reduziert, daß eine optimale Computer-Simulation des Sprachverhaltens von (idealisierten) Muttersprachlern mit (irgendwelchen Entsprechungen von) grammatischen Regeln programmiert wäre. – Eine Verschlimmbesserung des Vorschlags von Fodor liefern C. Graves et al. (329): Jemand weiß implizit, daß p, wenn er in einer unbewußten Ableitung von p Gebrauch macht. Dies ist ein *obscurum per obscurius* reinsten Wassers; die Bedeutung von „implizit wissen“ ist ja nicht wegen des Bestandteils „wissen“ sondern wegen der Zusammenstellung dieses Verbs mit „implizit“ unklar – und wer nicht weiß, was er sich unter implizitem Wissen vorzustellen hat, wird die gleichen Schwierigkeiten mit einer „unbewußten Ableitung“ haben.

Dieser Vorschlag hebt jedoch einen wichtigen Aspekt der Theorie Chomskys hervor. Durch das postulierte Wissen soll ja erklärt wer-

den, wie der Muttersprachler dazu kommt, grammatisch korrekte Sätze von ungrammatischen zu unterscheiden. Chomskys „Behauptung“: In jedem Muttersprachler ist ein System von grammatischen Regeln repräsentiert, das er anwendet, bevor er einen Fragesatz äußert. – Dem Einwand, daß sich Muttersprachler bemerkenswert selten – meines Wissens nie – dabei ertappen, wie sie einen Fragesatz aus grammatischen Regeln ableiten, kann natürlich wieder in gewohnter Manier begegnet werden: man postuliert – wie die Definition von Graves et al. es vorsieht –, solch eine Ableitung finde unbewußt statt. Der Vorteil dieses Postulats für Chomskys „Behauptung“: Sie ist unwiderlegbar. Denn daß jemand einen Satz unbewußt mit unbewußt Gewußtem herleitet, läßt sich nie widerlegen. Der Preis für diesen Vorteil: Die Behauptung ist nicht bestätigbar. Denn wenn nichts gegen eine Behauptung sprechen kann, kann auch nichts für sie sprechen.

Chomskys „Behauptung“ ist jedoch einem Einwand ausgesetzt, dem sie durch die immunisierenden Unbewußtheits-Postulate nicht entzogen wird². Es ist möglich, daß mehrere extensional äquivalente Regelsysteme entwickelt werden, d.h. Regelsysteme, deren jedes die Konstruktion aller und nur derjenigen Sätze gestattet, deren Konstruktion auch von den restlichen Systemen gestattet wird. Wer ein System kennt, kennt damit nicht alle Systeme, die mit diesem extensional äquivalent sind. Wer z.B. den Gentzen-Quine-Kalkül des Natürlichen Schließens kennt, kennt damit noch keinen extensional äquivalenten axiomatischen Kalkül. Nur: Wer den output eines Systems kennt, kennt damit die outputs aller Systeme, die mit diesem extensional äquivalent sind. Weiterhin macht es einen Unterschied, ob man ein Regelsystem X oder ein extensional äquivalentes System Y verwendet; keinen Unterschied zwar in den Ergebnissen, zu denen man gelangt, wohl aber einen in der Art und Weise, auf die man zu ihnen gelangt. System X mag 1000 Regelanwendungen nötig machen, um einen Satz wie „Was meint Chomsky?“ zu konstruieren, während man mit Y in 10 Schritten das gleiche erreicht hat. Der Einwand besteht nun darin, daß die Möglichkeit der Existenz verschiedener extensional äquivalenter Systeme grammatischer Regeln die Frage sinnvoll und nötig macht, *welches* dieser Systeme ein Muttersprachler kenne. Die geschilderte Immunisierungs-Strategie schließt jede Antwort auf diese Frage aus und besagt damit, daß nur der output

² Im folgenden Argument wird von einem Gedanken Quines (Reflections, 387–388) Gebrauch gemacht, den er in anderem Zusammenhang gegen Chomsky vorbringt.

relevant ist – d. h. daß einem Muttersprachler die unbewußte Kenntnis *jedes beliebigen* Systems aus der Äquivalenz-Menge der adäquaten Systeme grammatischer Regeln zugeschrieben werden kann. Damit ist Chomskys „Behauptung“ hinfällig. Denn wer kein *bestimmtes* Grammatiksystem (sei's auch nur unbewußt) kennt oder anwendet, kennt gar kein solches System und wendet auch keines an.

Nach Ryle liegt einer intellektualistischen Position dieser Art das Mißverständnis zugrunde, „eine Regel kennen“ heiße soviel wie „Wissen über die Regel besitzen“ und das Wissen bewirke die Verhaltensweisen, in denen sich einschlägiges Können manifestiert. Tatsächlich ist jedoch, so meint Ryle, mit einer Feststellung wie „Birgit kennt die Regeln für korrektes Deutsch“ nichts darüber gesagt, ob Birgit Wissen über grammatische Regeln besitzt. Es ist nur gesagt, daß Birgit gewisse Dinge kann (z. B. beurteilen, ob ein beliebiger Satz des Deutschen grammatisch korrekt ist). „Eine Regel kennen heißt etwas können“ (Knowing, 217).

Daß jemand eine Intelligenz-Fähigkeit besitzt (Regeln kennt, ohne unbedingt Wissen über sie zu besitzen), heißt, daß er in gewissen Situationen gewisse Dinge auf gewisse Weise tut (Regeln anwendet). „Frau Huber kann bridgespielen“ heißt u. a.: „Frau Huber kontriert einen Sechser-Kontrakt, wenn sie Atout-As und -König hat“, „Frau Huber reizt in Gefahr nicht als erste mit weniger als zweieinhalb Figurenstichen“, „Frau Huber, Ost, kommt nicht mit einer Farbe heraus, in der As und Dame beim Dummy liegen; aber Frau Huber, West, spielt eine solche Farbe an, wenn ihr Partner diese Farbe genannt und Frau Huber nicht den König hat“, „Wenn sie ein Farbenspiel macht, zieht Frau Huber so bald wie möglich Atout“, „Auf Strafkontra des Partners und ohne sicheres Spiel in der Hand paßt Frau Huber“. Natürlich gehört zum Bridgespielenkönnen viel mehr, als hier aufgeführt ist; aber alles, was sonst noch dazu gehört, läßt sich mit Sätzen dieser Art beschreiben. Und solche Sätze, durch die erläutert wird, was es heißt, daß jemand Bridge spielen kann, müssen keine ‚intellektuellen Vorgänge‘ wie Planen, taktische Regeln Erwägen, sich etwas Überlegen usw. erwähnen. Das heißt nicht, daß Frau Huber ohne Überlegung oder planlos spielte; es heißt nur, daß es für das Bridgespielenkönnen völlig unwesentlich ist, ob jemand beim Spielen an taktische Maximen usw. denkt. Ein Anfänger wird sich beim Spielen allerdings häufig Gedanken machen, Spielregeln und taktische Maximen heranziehen, selbst wenn die Situation nicht sonderlich knifflig ist. Aber das unterscheidet ihn gerade vom Könnner. Frau Huber spielt in solchen Situationen, *ohne erst zu überlegen*

– trotzdem spielt sie *überlegt* und *mit Überlegung*; sie spielt in solchen Situationen, *ohne erst dies oder das zu denken* – vielmehr wird sie beim Spielen *die Gedanken bei der Sache haben* und *nicht gedankenlos* spielen; sie spielt in solchen Situationen, *ohne erst etwas zu bedenken* – aber sie spielt nichtsdestoweniger *mit Bedacht*; sie spielt ein todsicheres Spiel, *ohne erst einen Plan zu schmieden* – trotzdem spielt sie *nicht planlos*; sie zieht Atout, *ohne erst zu beabsichtigen*, Atout zu ziehen – aber dennoch spielt sie *absichtlich* Atout aus. Könner spielen meistens überlegt, planvoll und methodisch; sie haben ihre Gedanken bei der Sache und spielen nicht aus Versehen Atout aus. Und das heißt nach Ryle schlicht, daß sie auf gewisse Weise spielen. An ihrer planvollen und überlegten Art zu spielen ist nichts Unsichtbares wesentlich – etwa ein unsichtbarer Plan oder eine unsichtbare Überlegung „in“ ihrem „Geist“. Ryle gesteht dem Intellektualisten also zu, daß der intelligent Handelnde planvoll handelt; aber „planvoll handeln“ heißt nicht, wie der Intellektualist meint, „einen Plan entwerfen und ihn dann in die Tat umsetzen“. Sein falsches Verständnis des Ausdrucks „planvoll handeln“ veranlaßt den Intellektualisten dann, nach Plan-Vorgängen bei der Ausübung von Intelligenz-Fähigkeiten Ausschau zu halten. Da er häufig solche Vorgänge nicht entdecken kann, seine (richtige) Überzeugung, daß intelligentes Handeln planvolles Handeln sei, jedoch nicht aufgeben möchte, fühlt er sich dazu gezwungen, zu postulieren, daß diese Vorgänge unsichtbar und – das Postulat der Computer-Intellektualisten – unbewußt seien. Nach Ryle wird mit einem Satz wie „Frau Huber spielt mit Überlegung“ nicht gesagt, daß Frau Huber so spielt, wie sie spielt, weil sie vorher überlegt, sondern es wird damit eine Menge von verschiedenen Dingen über *die Art und Weise, wie* Frau Huber spielt, gesagt: zum Beispiel, daß sie keine dummen Fehler macht, nicht auf plumpe Finten hereinfällt, in schwierigen Situationen zögert und ähnliches. Der Satz besagt auch, daß Frau Huber in manchen Situationen überlegt, bevor sie eine Karte auf den Tisch legt, aber dies ist nur *eine* Äußerung überlegten Spielens – und nicht einmal die „eigentliche“ oder „wesentliche“. Daß Frau Huber überlegt spielt, kann man auch dann feststellen, wenn man ihr bei Spielen zuschaut, die so unproblematisch sind, daß sie keine Überlegungen anstellen muß, um überlegt zu spielen.

Nach Ryles Theorie wird mit einem Satz wie „Das hat Pitter intelligent gemacht“ nicht über etwas Unsichtbares, nicht über die Ursachen von Pitters Verhalten und erst recht nicht über die unsichtbaren Ursachen von Pitters Verhalten gesprochen. (Das heißt nicht,

daß sein Verhalten unverursacht wäre oder daß wir alle Ursachen seines Verhaltens sehen könnten, wenn wir ihm zuschauten.) Mit solchen Sätzen wird gesagt, daß der Handelnde nicht zufällig gut, richtig, erfolgreich usw. gehandelt hat, sondern daß er die Fähigkeit oder Fertigkeit besitzt, solche Dinge so zu tun, und daß er im betreffenden Fall von dieser Fähigkeit oder Fertigkeit Gebrauch machte. Daß jemand die Fertigkeit besitzt, etwas gut, erfolgreich, richtig usw. zu tun, läßt sich nicht allein daraus ersehen, daß er es jetzt und hier so getan hat. „Einer Handlung läßt sich nicht ansehen, ob sie eine Ausübung von spezifischer Intelligenz ist oder nicht“ – soweit hat der Intellektualist recht; aber diese Feststellung ist irreführend formuliert. „Einer Handlung *allein* läßt sich nicht ansehen, ob sie eine Ausübung spezifischer Intelligenz ist oder nicht“ – diese Formulierung verleitet nicht so leicht zu der voreiligen Folgerung, in der Handlung müsse eine verborgene Komponente enthalten sein, die das Kriterium für die Anwendung des Prädikats „intelligent“ darstellt. Einem einzigen Anfall eines kleinen Kindes mag es nicht anzusehen sein, ob er harmlos oder ein epileptischer Anfall ist; daraus zu folgern, daß sich auf Grund noch so vieler weiterer Anfälle des Kindes nicht entscheiden ließe, ob es ein epileptischer Anfall war, ist zumindest gewagt. Daß jemand eine Intelligenz-Fähigkeit besitzt und eben von ihr Gebrauch gemacht hat, heißt nicht, daß seine Handlung von der Fähigkeit verursacht war. Fähigkeiten haben Ursachen, aber sie sind keine; auch wenn wir sagen können, daß der Jäger getroffen hat, *weil* er gut schießen kann. (Auf den Unterschied zwischen solch einer Erklärung eines Blattschusses und einer mit „weil der den Wind eingeschätzt hat, genau gezielt hat, die Luft angehalten hat, und weil der Hirsch sich nicht bewegt hat“ gehen wir im nächsten Abschnitt kurz ein.) Mit der Feststellung, daß jemand beim Handeln von einer Intelligenz-Fähigkeit Gebrauch gemacht hat, sagt man nicht bloß etwas Kategorisches über diese einzelne Situation, sondern auch etwas Hypothetisches über viele verschiedene Verhaltensweisen des Handelnden in verschiedenen Situationen. Deshalb kann sich auch nicht in einer einzigen Situation zeigen, ob diese Feststellung richtig ist.

5. Dispositionen versus geheimnisvolle Vorgänge

Das grundlegendste der Mißverständnisse, die der intellektualistischen Legende zugrundeliegen, ist nach Ryle die Verwechslung von Wörtern, die *Dispositionen* bezeichnen, mit solchen, die *Vorgänge*

bezeichnen. Intelligenz-Adverbien, die ein Vorgangswort näher bestimmen, werden in der intellektualistischen Legende so aufgefaßt, als signalisierten sie einen unsichtbaren Vorgang ‚im Geist‘ des Handelnden, während sie nach Ryle etwas ganz anderes signalisieren: eine Disposition des Handelnden, sich in angebbaren Situationen auf angebbare (und beobachtbare) Weise zu verhalten. Eine Disposition haben heißt einfach: unter bestimmten, geeigneten Bedingungen bestimmte Reaktionen zeigen. „Dieses Rotweinglas ist zerbrechlich“ heißt u. a.: *Wenn* es auf den Steinboden fällt, zerbricht es; *wenn* es mit einem Hammer traktiert wird, zerbricht es; *wenn* sich jemand darauf setzt, zerbricht es; *wenn* es beim Spülen gegen den Beckenrand geschlagen wird, zerbricht es; *wenn* jemand beim Trinken darauf beißt, zerbricht es; usw. Ob ein Rotweinglas häßlich ist, kann man sehen, wenn es auf dem Tisch steht – daß es zerbrechlich ist, hingegen nicht. Niemand würde jedoch daraus folgern, daß Zerbrechlichkeit – im Gegensatz zu Häßlichkeit – eine unsichtbare Eigenschaft des Rotweinglases sei, die bewirkt, daß es unter gewissen Umständen zerbricht. Genau solch einen absurden Schluß zieht, so Ryle, jedoch der Intellektualist.

Dispositionswörter wie „zerbrechlich“, „magnetisch“, „kitzlig“, „neurotisch“, „geizig“ usw. bezeichnen keine Vorgänge, aber sie stehen zu bestimmten Vorgängen in Beziehung: „zerbrechlich“ zu zerbrechen, „magnetisch“ zu Eisenspäne anziehen, „kitzlig“ zu zucken und lachen, usw. In welcher Beziehung diese Wörter zu den entsprechenden Vorgängen stehen, läßt sich nur durch Konditionalsätze – die Manifestationsgesetze der Disposition – angeben. Im Antecedens solcher Manifestationsgesetze wird angeführt, in welchen beobachtbaren Umständen sich ein bestimmtes Objekt mit der fraglichen Disposition befindet, im Konsequens wird die Reaktion des Objekts beschrieben. In diesen Sätzen wird nichts darüber gesagt, warum das Objekt unter diesen Bedingungen diese Reaktion zeigt. Zwei wichtige Ergebnisse der wissenschaftstheoretischen Diskussion um Dispositionswörter seien hier erwähnt: (1) Die Bedeutung von Dispositionswörtern läßt sich durch die Angabe von Manifestationsgesetzen nicht vollständig bestimmen; denn über Gegenstände, die nicht in eine der von den Antecedentia der Manifestationsgesetze beschriebenen Situationen geraten, kann nicht gesagt werden, ob sie die Disposition besitzen oder nicht. (2) Systeme von Bedeutungscharakterisierungen, in denen sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingungen für das Vorliegen einer Disposition enthalten sind, sind kreativ, d. h. aus ihnen sind synthetische Sätze folgerbar.

Den Dispositionsausdruck „Fan der Eintracht Frankfurt“ könnte man z. B. folgendermaßen sprachlich erläutern:

- (B1) Wer sich bei strömendem Regen mit einer Hupe, einer Rassel, rotschwarz-gestreiften Kniestrümpfen, schwarzer Turnhose, rotschwarz-gestreiftem Trikot, ebenso gestreiftem Schal und einer Vereinsfahne der Eintracht Frankfurt auf einen Stehplatz im Waldstadion stellt, wenn die Eintracht ein Freundschaftsspiel austrägt, ist ein Fan der Eintracht Frankfurt.
- (B2) Wer ein Fan der Eintracht Frankfurt ist, freut sich, wenn die Eintracht deutscher Meister wird.

Mit (B1) ist eine hinreichende, mit (B2) eine notwendige Bedingung für „... ist ein Fan der Eintracht Frankfurt“ angegeben. Jeder einzelne Satz ist eine sprachliche Erläuterung eines Ausdrucks, dennoch folgt aus ihnen logisch der zweifelsohne nicht-analytische Satz

- (S) Wer sich bei strömendem Regen mit einer Hupe, einer Rassel, rotschwarz-gestreiften Kniestrümpfen, schwarzer Turnhose, rotschwarz-gestreiftem Trikot, ebenso gestreiftem Schal und einer Vereinsfahne der Eintracht Frankfurt auf einen Stehplatz im Waldstadion stellt, wenn die Eintracht ein Freundschaftsspiel austrägt, freut sich, wenn die Eintracht deutscher Meister wird.

Dieser Satz ist keine Bedeutungscharakterisierung, sondern eine inhaltliche Feststellung über Personen, die gewisse Dinge tun. Wer bestimmte Bedeutungsfeststellungen über Dispositionsausdrücke akzeptiert, akzeptiert damit auch bestimmte inhaltliche Feststellungen; und diese Feststellungen können natürlich falsch sein. (Zur wissenschaftstheoretischen Diskussion siehe: R. Carnap, *Testability*, 440–463, und *Concepts*, 62–75; und W. Stegmüller, 213–238).

Ryle beschäftigt sich in „*The Concept of Mind*“ ausschließlich mit singulären Dispositionsaussagen wie „Dieses Rotweinglas ist zerbrechlich“, in denen einem einzelnen Objekt ein Dispositions-Prädikat zugeschrieben wird. Solche Sätze haben zwar dieselbe syntaktische Form wie „Dieses Rotweinglas ist häßlich“, aber eine vollständig andere Funktion. Ihre Funktion ähnelt eher der von Gesetzesaussagen wie „Die von einem in einer Flüssigkeit schwimmenden Körper verdrängte Flüssigkeit wiegt genauso viel wie der Körper“ oder „Alle Junggesellen über 24 haben Schlafstörungen“. Singuläre Dispositionsaussagen unterscheiden sich von allgemeinen Gesetzesaussagen in zwei Punkten: Sie erwähnen Einzeldinge („dieses Rotweinglas“) – vgl. dazu C.G. Hempel (458–459) – und sie legiti-

mieren den Übergang von Tatsachenaussagen zu anderen Tatsachenaussagen für nicht klar bestimmte Fälle, während Gesetzaussagen solch einen Übergang nur für den klar bestimmten Fall erlauben, daß das Antecedens der Gesetzaussage erfüllt ist. Von den Tatsachenaussagen „Pitter ist ein Jungeselle“ und „Pitter ist älter als 24 Jahre“ kann man mit der Gesetzaussage „Alle Jungesellen über 24 haben Schlafstörungen“ zu der Tatsachenaussage „Pitter hat Schlafstörungen“ übergehen. „Ein Gesetz wird sozusagen als Folgerungskarte (und zwar als Dauerkarte) benutzt, das seinen Besitzer berechtigt, von Tatsachenaussagen zu anderen Tatsachenaussagen überzugehen“ (Concept, 121).

Mit Hilfe der Dispositions-Aussage „Dieses Rotweinglas ist zerbrechlich“ kann man hingegen nicht nur von „Dieses Glas fällt auf Steinboden“ auf „Dieses Glas zerbricht“ schließen; sie berechtigt zu diesem Schluß auch im Falle einer Unzahl von anderen Tatsachenaussagen, in denen Bedingungen angeführt sind, unter denen Zerbrechliches zerbricht. Singuläre Dispositions-aussagen haben eine ganz ähnliche Funktion wie Gesetzaussagen: Sie gestatten Prognosen („Dieses Rotweinglas wird zerbrechen, wenn du es hinfallen läßt“) und Erklärungen.

Erklärungen durch *Dispositionsaussagen* müssen nach Ryle scharf von Erklärungen durch *Sätze, in denen Ursachen angegeben werden*, unterschieden werden. Man kann auf die Frage „Warum ist das Rotweinglas zerbrochen?“ sowohl antworten „Weil es zerbrechlich war“ als auch „Weil es Birgit aus der Hand geglitten und auf den Steinboden gefallen ist“. Nur im zweiten Satz wird eine Ursache dafür genannt, daß das seltene Stück zerbrach. Erklärungen mit Rückgriff auf Dispositionen ähneln Erklärungen, in denen eine Gesetzaussage angegeben wird: „Warum schläft Pitter so schlecht?“ – „Weil alle Jungesellen über 24 Schlafstörungen haben“ (Erklärung durch Angabe eines Gesetzes) – „Weil er tagsüber wenig ißt, viele schwarze Zigaretten raucht, schwer arbeitet und abends dem Alkohol zuspricht“ (Erklärung durch Angabe von Ursachen). – Erklärt man Netzers Freistoß-Tor oder den Treffer des Jägers damit, daß Netzer ein Freistoß-Spezialist ist und der Jäger ein sicherer Schütze – also durch die Angabe spezifischer Fertigkeiten der Handelnden –, so hat man nicht eine Ursache, sondern eine Disposition genannt. Eine Folge der Disposition/Vorgang-Verwechslung des Intellektualisten ist, daß er Erklärungen durch Rückgriff auf Fähigkeiten mit Erklärungen durch Rückgriff auf Ursachen verwechselt. Dadurch fühlt er sich dazu gezwungen, Fertigkeiten und Fähigkeiten als geheimnis-

volle Ursachen aufzufassen. Die Ursache für Netzers Freistoß-Tor war aber nicht, daß er den Ball mit Effet an der Mauer vorbei in den Winkel des langen Ecks zirkeln *konnte*, sondern daß er den Ball auf eine bestimmte Weise mit der Innenseite seines rechten Fußes in Bewegung brachte, als der Torwart in der kurzen Ecke und die Mauer an der und der Stelle stand, usw. – kurz: daß er in einer bestimmten Situation etwas Bestimmtes *getan hat*. Und was er getan hat, war eine Ausübung seiner spezifischen Fertigkeit, Freistöße zu schießen. (Zu dispositionalen Erklärungen vgl. C.G.Hempel, 457–487, und R.Brandt/J.Kim.)

Wegen dieser Ähnlichkeiten zu Gesetzesaussagen nennt Ryle Dispositionsaussagen „gesetzesartig“. Ryle betont diese Gesetzesartigkeit, um zu belegen, daß Dispositionsaussagen eine andere Art von Tatsachen-Aussagen darstellen als die Tatsachen-Aussagen, die durch Dispositionsaussagen in Zusammenhang gebracht werden. „Dieses Glas ist zerbrechlich“ ist zwar eine Aussage, die je nach Lage der Dinge wahr oder falsch ist; in ihr wird jedoch über einen anderen Typus von Tatsachen gesprochen als in den Aussagen „Das Glas fällt auf Steinboden“ und „Das Glas zerbricht“. In Dispositionsaussagen geht es zwar um Tatsachen, aber sie beschreiben keine Vorgänge oder Ereignisse; vielmehr erlauben sie es, von einem Ereignis-Satz zu einem anderen überzugehen. Im Idealfall heißt das: Dispositionsaussagen sind falsch, wenn der Ereignis-Satz, zu dem sie den Übergang gestatten, falsch ist. Falls der Satz „Dieses Glas ist zerbrechlich“ den Übergang von „Dieses Glas wird mit Wucht gegen eine Stahltür geschleudert“ zu „Es zerbricht“ gestattet, so wäre er widerlegt, wenn der erste Ereignis-Satz wahr und der zweite falsch wäre.

Dispositionen wie Wiederkäuer sein, zerbrechlich sein, Raucher sein, wasserlöslich sein und Trinker sein, sind besonders einfach: Sie manifestieren sich immer in derselben Reaktion. Deshalb nennt Ryle sie „einspurig“. Einspur-Dispositionen verleiten leicht zu der Ansicht, für jede Disposition müsse es einen einheitlichen Manifestationsvorgang geben. Die Neigung zu diesem Fehlschluß mag noch dadurch verstärkt werden, daß viele Einspur-Dispositionen durch Verben bezeichnet werden, die auch den Vorgang bezeichnen können, in dem die Disposition sich manifestiert. Ein Satz wie „Dr. Müller spielt Tennis“ ist in diesem Sinne zweideutig; als Antwort auf die Frage, ob Dr. Müller Sport treibe, wird das Wort „spielt“ in dispositionalem Sinn verwandt – als Antwort auf die Frage, wo er denn wieder stecke, wird es hingegen im Vorgangssinn gebraucht. Ganz

entsprechend können Verben wie „trinken“, „rauchen“, „wandern“, „Zeitung lesen“, etc. dispositional und episodisch verwandt werden. Der Unterschied zwischen Einspur-Dispositionsverben und den Verben, die den entsprechenden Manifestationsvorgang bezeichnen, zeigt sich nicht bei isolierten Sätzen mit solchen Verben. Ob mit „Christian raucht Pfeife“ über einen Vorgang oder eine Disposition gesprochen wird, läßt sich, anders als bei „Christian ist Pfeifenraucher“, nicht allein auf Grund des Satzes beurteilen; der Äußerungskontext muß berücksichtigt werden. Der Unterschied zwischen anderen Dispositionswörtern und Vorgangswörtern zeigt sich häufig schon bei isolierten Sätzen. Sätze wie „Christian ist dreimal täglich Pfeifenraucher“ (im Gegensatz zu: „Christian raucht dreimal am Tag Pfeife“), „Er ist gerade damit beschäftigt, das Buch zu besitzen“ (im Gegensatz zu: „Er ist gerade damit beschäftigt, das Buch einzubinden“), „Die Brille war leider gerade zerbrechlich, als das Stück begann“ (im Gegensatz zu: „Die Brille zerbrach leider gerade, als das Stück begann“) und „Der Pfleger war anwesend, als der Patient sterblich war“ (im Gegensatz zu: „Der Pfleger war anwesend, als der Patient starb“) sind absurd, während die Sätze mit Vorgangswörtern es nicht sind. Solche Beispiele für grammatisch-semantische Unterschiede von Dispositions- und Ereigniswörtern werden von Ryle nur nebenbei erwähnt; der Grund dafür dürfte sein, daß keiner dieser Satzkontexte ein definitives Unterscheidungskriterium darstellt. „Er war gerade damit beschäftigt, zu –“ liefert beispielsweise keinen endgültigen Test zur Unterscheidung von Dispositions- und Vorgangsverben; auch die Einsetzung von Vorgangsverben wie „sterben“, „erblinden“, „ohnmächtig werden“, usw. führt zu unsinnigen Sätzen. „Ärgerlich sein“ und „schläfrig sein“ sind zweifelsohne Dispositionsausdrücke; dennoch ergibt ihre Einsetzung in den Satzkontext „Der Pfleger war gerade anwesend, als der Patient – war“ keinen absurden Satz. Die angeführten Beispiele haben also eher didaktischen als systematischen Wert.

Dispositionswörter wie „hart“ und „elastisch“ nennt Ryle, im Gegensatz zu Einspur-Dispositionswörtern, „bestimmbar“. Der Satz „Diese Platte ist hart“ geht nicht nur über eine einzige Reaktion dieser Platte, die unter verschiedenen Bedingungen eintritt; mit diesem Satz wird vielmehr etwas über viele verschiedene Reaktionen unter verschiedenen Umständen gesagt. Bestimmbar oder mehrspurig sind insbesondere auch die menschlichen Charakter- und Intelligenz-Dispositionen wie Naivität, Freundlichkeit, Geiz, Eitelkeit, Gutmütigkeit, Stolz, Willensstärke, Pedanterie, Dummheit, Vernünftigkeit,

Gerissenheit, Verschlagenheit, Arroganz, usw. Drei bemerkenswerte Eigenschaften von *Mehrspur-Dispositionen* seien kurz erwähnt:

(a) Man kann keine hinreichenden Bedingungen für ihr Vorliegen angeben. Es läßt sich keine einzelne, genau bestimmte Verhaltensweise R in einer genau bestimmten Situation S angeben, so daß man daraus, daß ein Mensch diese Reaktion in S zeigt, zwingend schließen kann, daß er die Mehrspur-Disposition D hat. Zukünftige Erfahrungen können diese Folgerung widerlegen. (Es gibt keine einzelne Verhaltensweise eines Menschen in einer bestimmten Situation, aus der man gerechtfertigt schließen kann, daß der betreffende Mensch eitel – und nicht bloß stolz, dumm, leicht verletzbar oder arrogant – ist.)

(b) Man kann keine notwendigen Bedingungen für ihr Vorliegen angeben. Es läßt sich keine einzelne, genau bestimmte Verhaltensweise R angeben, die ein Mensch mit der Mehrspur-Disposition D zeigen muß, wenn er sich in einer genau bestimmten Situation S befindet. (Der eitle Alexander mag auf der letzten Party nicht versucht haben, sich in den Vordergrund zu rücken – zum Beispiel weil er ein Pickelchen auf der Nase hatte; der Geizhals mag eine größere Summe verschenkt haben – z.B. weil er unter Alkohol stand; einer, der Englisch kann, mag auf die Frage, was „Messer“ auf Englisch heiße, nichts oder „dagger“ gesagt haben – z.B. weil er die Frage als Provokation empfunden hat oder weil er Messer mit Dolchen verwechselt; usw.)

(c) Der Versuch, sämtliche spezifischen Manifestationen irgendeiner Mehrspur-Disposition D anzugeben, selbst wenn nicht der Anspruch eines völlig sicheren Übergangs von S-Sätzen auf R-Sätze damit verknüpft wird, ist völlig hoffnungslos. Es ist jederzeit möglich, daß bisher übersehene oder noch nicht aufgetretene Manifestationen von D (also weitere wahre „Wenn x in S ist, zeigt x die Reaktion R“-Sätze) entdeckt werden. Mit keiner Liste solcher „ $Sx \rightarrow Rx$ “-Sätze kann eine vollständige Bedeutungserläuterung eines Mehrspur-Dispositionswords „D“ erreicht werden.

Diese Offenheit der Bedeutung von Mehrspur-Dispositionswörtern ist normalerweise nicht störend, sondern eher praktisch. Und wo es erforderlich ist, diese Unbestimmtheit zu vermeiden, kann man dies jederzeit leicht tun. Will man von jemandem nur sagen, daß er seiner Frau manchmal vorgetäuscht hat, noch länger im Büro zu arbeiten, um seine Geliebte zu besuchen, so sollte man (z.B. bei einer Aussage über diese Person vor Gericht) genau dies sagen und nicht, er sei

verlogen. Aber es wäre völlig unökonomisch, sämtliche Manifestationen von Frau Hubers Bridgespielenkönnen anzugeben, wenn bloß gefragt wird, ob sie bridgespielen kann.

Es gibt zumindest drei Möglichkeiten, die erwähnten Eigenschaften von Mehrspur-Dispositionen zu übergehen: Ungenauigkeiten, Trivialitäten und willkürliche Festlegungen. Man kann eine Situation S und eine Reaktion R natürlich so vage fassen, daß ein Satz „ $Sx \rightarrow (Rx \rightarrow Dx)$ “ eine hinreichende Bedingung für das Vorliegen der Mehrspurdisposition D angibt. Beispiel: „Wenn jemand vor einem Schaufenster steht und sich selbstgefällig darin betrachtet, so ist er eitel“; dies ist zwar eine hinreichende Bedingung für Eitelkeit, aber wegen der Ungenauigkeit von „sich selbstgefällig betrachten“ kann man mit ihr nicht viel anfangen. – Man kann natürlich eine Situation so spezifizieren, daß ein Satz „ $Sx \rightarrow (Dx \rightarrow Rx)$ “ eine notwendige Bedingung für das Vorliegen der Mehrspur-Disposition D darstellt. Beispiel: „Wenn jemand gefragt wird, wie das englische Wort für ‚Messer‘ lautet, und wenn nichts (wie Unlust, Absence, Aphasie, kurzzeitiges Vergessen, usw.) ihn davon abhält, ‚knife‘ anzugeben, so gibt er ‚knife‘ an, wenn er Englisch kann“; das ist trivial, und außerdem wird es nicht gelingen, statt des „usw.“ eine vollständige Liste von Faktoren anzuführen, die erklären können, warum einer, der Englisch kann, in solch einer Situation nicht „knife“ angibt. – Weiterhin kann man natürlich willkürlich festsetzen, daß die Bedeutung eines Mehrspur-Dispositionswortes „ D “ durch eine bestimmte Liste von S/R -Sätzen vollständig bestimmt sei. Damit ist allerdings nicht die Bedeutung von „ D “ bestimmt worden, sie ist bloß dezisionistisch eingeschränkt worden. Außer der Einschränkung hat solch ein Vorgehen auch noch einen weiteren Nachteil: Zeigte ein Objekt nur in einer einzigen Situation ein einziges Mal nicht die von einem Satz der Liste spezifizierte Reaktion, so wäre es nicht möglich, von ihm zu sagen, es habe die Disposition D , selbst wenn es sich sonst in allen in der Liste aufgeführten Situationen immer so verhielte, wie in den S/R -Sätzen der Liste beschrieben. – Jede angeblich vollständige Charakterisierung der Bedeutung eines Mehrspur-Dispositionswortes ignoriert vollständig dessen vollständige Bedeutung.

Fähigkeiten und Fertigkeiten sind Mehrspur-Dispositionen. Das heißt also unter anderem: Einer Handlung allein läßt sich nicht mit Sicherheit ansehen, ob sie die Ausübung einer Fertigkeit ist oder nicht; daraus, daß jemand eine Fähigkeit besitzt, kann man nicht folgern, daß er in dieser bestimmten Situation hier und jetzt etwas Bestimmtes tut oder unterläßt. Ryle (Concept, 46 und 117) sagt, Dispositions-

aussagen seien „überprüfbar“ hypothetische Sätze und nicht – wie der Intellektualist meint – unüberprüfbar kategorische. Diese Bemerkung Ryles muß allerdings eingeschränkt werden: die Wahrheit oder Falschheit einer Dispositionsaussage, in der einem Objekt eine Mehrspur-Disposition zugesprochen wird, ist nicht in einer einzelnen Situation überprüfbar. Es ist aber falsch, daraus, daß es nun einmal immer nur einzelne Situationen gebe und das Überprüfungsproblem in jeder neu auftrete, zu schließen, daß man also niemals wissen könne, ob jemand eine Fähigkeit hat oder nicht.

Wenn jemand hinreichend oft gewisse Dinge auf gewisse Weisen getan hat, hat er die Fähigkeit, solche Dinge zu tun. Wie oft denn hinreichend sei, läßt sich nicht allgemein – und vermutlich auch nicht im besonderen – sagen. Aber die Annahme, beliebig oft könne niemals hinreichend sein, ist absurd; wir könnten dann unter keiner Bedingung mehr sagen, jemand habe eine Fähigkeit. Das Wort „Fähigkeit“ hätte dann keinen Sinn. Aber wir können nur deshalb mit einer Behauptung wie „Wolfgang hat die Fähigkeit, das Münchener Telefonbuch in drei Tagen auswendig zu lernen“ unrecht haben, weil das Wort „Fähigkeit“ Sinn hat. Wenn der Zweifel daran, daß jemand eine Fähigkeit besitzt, Sinn hat, muß auch die Annahme, daß er sie besitze, Sinn haben. Und zum Zweifel braucht man Gründe. Wer bezweifelt, daß Bobby Fischer Schach spielen kann, müßte mehr tun als bloß sagen, daß er an der Fähigkeit Fischers zweifle; er müßte seinen angeblichen Zweifel begründen, sonst würden wir gar nicht verstehen, was er meint. Meint er, daß jeder Zug Fischers ein Glückstreffer war, oder daß Fischer nur ein Vollzugsorgan eines geheimen amerikanischen Schach-Computers ist, der jeden Zug diktiert, oder daß ...?

Fähigkeiten und Fertigkeiten sind eine spezielle Sorte von Dispositionen: Sie sind Dispositionen zu richtigem Verhalten. Auch Gewohnheiten können Dispositionen sein, sich in Situationen eines bestimmten Typs richtig zu verhalten. Gewohnheiten sind aber, im Gegensatz zu Fähigkeiten, Einspur-Dispositionen: Gewohnheitsmäßig ausgeübte Handlungen sind nur „der Abklatsch ihrer Vorgänger“ (Concept, 42), während es für intelligentes Handeln gerade wesentlich ist, daß jede Handlung durch ihre Vorgänger beeinflusst wird. Ryle macht diesen Unterschied deutlich, indem er einen Fußgänger, der ‚ganz automatisch‘ so geht, wie er es als Kind gelernt hat, mit einem Bergsteiger vergleicht. „Wenn aber ein Bergsteiger im Dunkeln über vereiste Felsen geht, bewegt er seine Glieder nicht aus blinder Gewohnheit; er hat die Gedanken bei der Sache, er ist für Notfälle

eingrichtet, er teilt seine Kräfte ein, er macht Proben und Versuche; kurz: er geht mit einiger Geschicklichkeit und Verständigkeit. Einen einmal begangenen Fehler wird er nicht so leicht wiederholen, und wenn er merkt, daß ein neuer Kniff etwas taugt, so wird er ihn weiterhin verwenden und verbessern. Beim Gehen bringt er sich bei, wie man unter solchen Bedingungen geht“ (Concept, 42). Wer etwas intelligent tut, unterscheidet sich von einem, der bloß zufällig richtig handelt, dadurch, daß er eine Disposition hat, solche Handlungen richtig, erfolgreich usw. auszuführen; er unterscheidet sich von einem, der solche Handlungen bloß gewohnheitsmäßig richtig ausführt, dadurch, daß er eine spezifisch andere Disposition (nämlich eine Mehrspur-Disposition im Gegensatz zur einspurigen beim „automatisch“ Handelnden) hat. Macht jemand etwas intelligent, so treffen gewisse Aufmerksamkeits-Ausdrücke („heed words“) auf ihn zu: Er ist „mit den Gedanken bei der Sache“, „auf der Hut“, „auf das und das vorbereitet“, „umsichtig“, „vorsichtig“, „auf dem Quivive“, „wachsam“, „kritisch“, „aufmerksam“, „konzentriert“, usw. Ryle nennt solche Wendungen „semi-dispositional“; sie signalisieren nicht bloß eine Disposition des Handelnden, sondern sagen auch etwas über die Art und Weise, in der er die Handlung ausführt. Daß jemand beim Autofahren auf brenzlige Situationen vorbereitet ist, heißt zum einen, daß er die Disposition hat, einigermaßen schnell und ruhig zu reagieren, wenn so eine Situation eintritt; daß er auf sie vorbereitet ist, zeigt sich aber auch daran, wie er Auto fährt, wenn keine dieser Situationen vorliegt, z.B. daran, wie er sich mit seinen Mitfahrern unterhält. Daß er vorbereitet ist, heißt jedoch keinesfalls, daß er irgendwelche sichtbaren oder unsichtbaren Vorbereitungen trifft, bevor er losfährt.

Ryles Theorie intelligenten Verhaltens besagt also: Wird über eine Handlung gesagt, sie sei intelligent (wobei „intelligent“ in dem künstlichen Sinn aufzufassen ist, wie er eingangs spezifiziert wurde), so wird damit gesagt, daß die Handlung eine gewisse Qualität oder ein gewisses Niveau hatte, daß der Handelnde die Gedanken bei der Sache hatte und daß er nicht bloß gewohnheitsmäßig oder zufällig so gehandelt hat, sondern daß er die Fähigkeit oder Fertigkeit hat, Handlungen dieser Art so auszuführen. Eine Fähigkeit zu besitzen, heißt, eine Mehrspur-Disposition zu richtigem Verhalten zu besitzen, und nicht – wie der Intellektualist meint – vor dem Handeln gewisse ‚geistige‘ Taten zu verrichten, die die richtige Ausführung der ‚körperlichen‘ Handlung irgendwie bewirken. Handlungen werden nicht wegen eines sichtbaren Vorgangs intelligent genannt, aber wir

nennen sie auch nicht wegen eines unsichtbaren Vorgangs so. Dispositionen kann man nicht beobachten – genauso, wie man Buchstaben nicht buchstabieren kann; nicht weil es zu schwierig wäre, sondern weil Dispositionen nicht zu den Entitäten gehören, von denen man sinnvollerweise sagen kann, sie seien beobachtbar oder unbeobachtbar – d.h. weil Dispositionswörter nicht zu den Wörtern gehören, denen man „beobachtbar“ oder „unbeobachtbar“ voranstellen kann. Mit einem Diktum Wittgensteins: „Eine ganze Wolke von Philosophie kondensiert zu einem Tröpfchen Sprachlehre.“

Ryles Theorie besagt nichts über die Ursachen intelligenten Verhaltens. Ryle stellt nur fest, daß wir, wenn wir sagen, etwas sei intelligent gemacht worden, nicht über die Ursachen für das Verhalten des Handelnden sprechen, und daß die geheimnisvollen Vorgänge in einem geheimnisvollen Medium ‚Geist‘ nicht die Ursachen intelligenten Verhaltens sein können. Die intellektualistische Legende ist eine Ausdrucksform des Unbehagens daran, daß wir so wenig über die Ursachen menschlichen Verhaltens wissen. Aber diese Ursachen können nicht (vom Philosophen) apriorisch erschlossen, sondern nur (vom Naturwissenschaftler) durch empirische Untersuchungen herausgefunden werden. Und der Trost der Philosophie darf nicht darin bestehen, uns vorzutäuschen, wir kennten die Ursachen schon, soweit sie überhaupt erkennbar seien.

Ryles Theorie mag trivial erscheinen. Aber wenn Philosophen aus Trivialitäten (wie: „Man kann einer Handlung nicht ansehen, ob sie intelligent ausgeführt worden ist“) nicht-triviale, aber dafür absurde, Schlüsse gezogen haben, so sollte man nicht denjenigen schelten, der den Trivialitäten – gegenüber den Absurditäten – wieder zu ihrem Recht verhilft. „Nebenbei bemerkt, nichts ist so bohrend langweilig wie daß falsche Behauptungen, die bisweilen nicht einmal den geringsten Anflug von Vernünftigkeit haben, ständig wiederholt werden; wenn wir das ein bißchen abbauen können, hat es sich schon gelohnt“ (J.L. Austin: *Sense and Sensibilia*. Oxford 1962, 5).

Literaturverzeichnis

Schriften Ryles:

- Systematically Misleading *Expressions*. In: Proceedings of the Aristotelian Society 32 (1931–32), 139–170.
- „About“. In: Analysis I (1933–34), 10–12.
- Taking Sides in Philosophy. In: Philosophy 12 (1937), 317–332.
- Categories*. In: Proceedings of the Aristotelian Society 38 (1937–38), 189–206.
- Philosophical Arguments. Inaugural-Vorlesung, Oxford 1945, 20 Seiten.
- Knowing How and Knowing That*. In: Proceedings of the Aristotelian Society 46 (1945–46), 1–16.
- The Concept of Mind*. Oxford 1949, ¹¹1966.
- Discussion of Rudolf Carnap: ‚Meaning and Necessity‘*. In: Philosophy 14 (1945), 69–76.
- „If“, „So“ and „Because“. In: M. Black (Hrsg.): *Philosophical Analysis*. Ithaca/London 1950, 323–340.
- Heterologicality. In: Analysis 11 (1950–51), 61–69.
- Thinking and Language. In: Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. Vol. 25 (1951), 65–82.
- Thinking. In: *Acta Psychologica* 9 (1953), 189–196.
- Ordinary Language. In: *Philosophical Review* 62 (1953), 167–186.
- Dilemmas*. Cambridge 1954, ⁶1966.
- Proofs in Philosophy. In: *Revue Internationale de Philosophie* 8 (1954), 150–157.
- The Theory of Meaning. In: C. A. Mace (Hrsg.): *British Philosophy in the Mid Century*. London 1957, 239–264.
- Letters and Syllables in Plato. In: *Philosophical Review* 69 (1960), 431–451.
- Use, Usage and Meaning. In: Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. Vol. 35 (1961), 223–230.
- The Timaeus Locrus. In: *Phronesis* 10 (1965), 174–190.
- Dialectic in the Academy. In: R. Bambrough (Hrsg.): *New Essays on Plato and Aristotle*. London 1965, 39–68.
- Plato's Progress. Cambridge 1966.
- Plato. In: P. Edwards (Hrsg.): *The Encyclopaedia of Philosophy*. Bd. 6, London 1967, 314–333.
- Autobiographical. In: O. P. Wood, G. Pitcher (Hrsg.): *Ryle*. London 1972, 1–15.
- Thinking and Saying. In: K. Kolenda (Hrsg.): *A Symposium on Gilbert Ryle*. Houston 1972, 123–134.
- Collected Papers, Volume 1, Critical Essays. London 1971.
- Collected Papers, Volume 2, Collected Essays 1929–1968. London 1971.
- (*Ryles Aufsätze sind im Text nach dem Abdruck in „Collected Papers, Vol. 2“ zitiert.*)

Sekundärliteratur:

- Brandt, R./Kim, J.: Wants as Explanations of Actions. In: *Journal of Philosophy* 60 (1963), 425–435.
- Carnap, R.: *Testability and Meaning*. New Haven ²1954.
- , The Methodological Character of Theoretical *Concepts*. In: H. Feigl/M. Scriven (Hrsg.): *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*. Minneapolis ³1959, 38–76.
- Chomsky, N.: *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge (Mass.) 1965.
- , Recent Contributions to the Theory of Innate Ideas. In: *Synthese* 17 (1967), 2–11.
- , *Linguistics and Philosophy*. In: S. Hook (Hrsg.): *Language and Philosophy*. New York 1969, 51–94.
- Fodor, J.: The Appeal to Tacit Knowledge in Psychological Explanation. In: *Journal of Philosophy* 65 (1968), 627–640.
- Graves, C./J. J. Katz/Y. Nishiyamada/S. Soames/R. Stecker/P. Tovey: Tacit Knowledge. In: *Journal of Philosophy* 70 (1973), 318–330.
- Hempel, C. G.: *Aspects of Scientific Explanation*. New York 1965.
- Marcuse, H.: *Der eindimensionale Mensch*. Neuwied 1967.
- Quine, W. v. O.: *Methodological Reflections on Current Linguistic Theory*. In: *Synthese* 21 (1970), 386–398.
- Röd, W.: Descartes' *Mythus* oder Ryles Mythus? In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 55 (1973), 310–333.
- von Savigny, E.: Röds *Fehlinterpretation* von Ryles Fehlinterpretation von Descartes. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 57 (1975), 54–59.
- *–, *Die Philosophie der normalen Sprache*. Frankfurt a. M. ²1974 (*Bibliographie*).
- Stegmüller, W.: *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Band II: *Theorie und Erfahrung*. Berlin/Heidelberg/New York 1970.